



Hermann Philipp Schnabel

## **Predigten über die sociale Frage**

Stuttgart: Greiner & Pfeiffer, 1896

**<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1027351085>**

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext





KB NB 0387



L20

115 2 3 217

KB NB 0387

Predigten über die sociale Frage.

---



# Predigten

über

## die sociale Frage

von

Hermann Philipp Schnabel,  
evang. Pfarrer.



Stuttgart.

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

1896.





## Vorwort.

---

Der nachstehende Artikel, welchen ich im Jahre 1894 für das „Hessische Kirchenblatt“ schrieb und der hier im Auszug mitgeteilt wird, möge den hiermit dargebotenen Predigten zur Einleitung dienen und die Leser über den Standpunkt aufklären, welchen ich in Bezug auf die Behandlung der „socialen Frage“ auf der Kanzel einnehme. Da über dieses Thema in kirchlichen Zeitungen und in besonderen Schriften (von Zuppke, Schrecker, Stalman, Schöner, Glaser, welsch letzterem ich die Anregung zur Einteilung des Stoffes verdanke) noch fortwährend verhandelt wird, so habe ich den Versuch gewagt, im Exempel zu zeigen, was meines Erachtens von der „socialen Frage“ in der Predigt — vorausgesetzt daß sie überhaupt darauf Bezug nehmen will — besprochen werden darf und kann und welche Grenzen dabei einzuhalten sind. Möge es mir gelungen sein, das Rechte zu treffen und also mit diesen Predigten sowohl manchen Lesern, Geistlichen wie Gemeindegliedern, einen Dienst, als auch zur „Lösung der socialen Frage“ einen, wenn auch nur geringen Beitrag zu leisten.

Der Verfasser.



## Inhalt.

---

Einleitung . . . . .	1
Erste Predigt: Die sociale Frage ist eine Arbeitsfrage. Text: 2 Thess. 3, 10—12 . . . . .	17
Zweite Predigt: Die sociale Frage ist eine Arbeitsfrage. Text: 2 Mos. 20, 9—11 . . . . .	32
Dritte Predigt: Die sociale Frage ist eine Lohnfrage. Text: 1 Tim. 5, 18 (Lut. 10, 7) . . . . .	46
Vierte Predigt: Die sociale Frage ist eine Eigentumsfrage. Text: 2 Mos. 20, 15, 17 . . . . .	62
Fünfte Predigt: Die sociale Frage ist eine Rang- und Standesfrage. Text: 1 Petr. 2, 17 . . . . .	81
Sechste Predigt: Die sociale Frage ist eine Frauenfrage. Text: 1 Mos. 1, 27 und 2, 18 . . . . .	105
Siebente Predigt: Die sociale Frage ist eine politische Frage. Text: Apg. 17, 26 und Weish. 6, 2 . . . . .	130
Achte Predigt: Die sociale Frage ist eine Religionsfrage. Text: Röm. 12, 2 . . . . .	153

---



## Einleitung.

---

In den Nummern 16, 24 und 26 des vorjährigen Hessischen Kirchenblattes sind in mehreren Artikeln unter der Ueberschrift „Religion und Politik“ Verhandlungen eingeleitet worden über die sog. „sociale Frage“ und über die Stellung der evangelischen Geistlichen zu derselben, die in dem letzten dieser Artikel in die Forderung auslaufen, daß der evangelische Geistliche sich nicht nur das rechte Verständniß dieser Frage verschaffen, sondern sie auch auf der Kanzel besprechen müsse.

Ich halte diese Forderung in ihrer allgemeinen Fassung für unannehmbar und möchte sie auf ihr richtiges Maß einschränken.

Wenn man von der socialen Frage redet, dann handelt es sich um die Beseitigung, Aufhebung oder wenigstens Milderung der wirklichen und vermeintlichen socialen Notstände, mit einem Worte, um die Lösung der socialen Frage, und da treten uns in der Gegenwart zwei hauptsächlich Versuche entgegen, die zur Lösung dieser Frage gemacht werden oder noch gemacht werden sollen. Der eine dieser Versuche ist der sog. Staatssocialismus, der sich in der durch unseren ersten deutschen Kaiser inaugurierten

und durch den gegenwärtigen Kaiser fortgesetzten socialen Gesetzgebung, insbesondere in der Errichtung von obligatorischen Kranken- und Unfallversicherungskassen, in der Gründung einer Invaliditäts- und Altersversicherung, in dem Erlaß eines Schutzgesetzes für die lohnarbeitende Bevölkerung und in der gesetzlichen Gewährung einer gewissen Sonntagsruhe für die gewerb- und handeltreibende Klasse kund giebt. Dies ist ein Versuch zur Lösung der socialen Frage auf dem Boden der herkömmlichen Gesellschafts- und Volkswirtschaftsordnung, ein Versuch, der sich ohne Umsturz und Umwälzung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse vollziehen läßt und der sich für alle Staatsformen, die monarchische sowohl wie die republikanische eignet. Wir sehen diesen Versuch sich vor unseren Augen im tiefsten inneren Frieden vollziehen.

Der andere Versuch zur Lösung der socialen Frage geht aus von der socialdemokratischen Partei, welcher der vorerwähnte Versuch nicht genügt. Ihr Programm besagt, daß die sociale Not nicht auf dem Boden der gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtung und Wirtschaftsordnung gehoben werden könne, sondern daß zur Beseitigung dieser Not eine Umwandlung der jetzigen individualistischen oder kapitalistischen Produktionsweise in die kollektivistische, eine Umgestaltung des privaten Betriebs der Produktion in den gesellschaftlichen oder staatlichen Betrieb derselben erfolgen müsse. Dieser Gedanke beruht auf den philosophischen Erörterungen, welche Lasalle über das „eiserne Lohngesetz“ und auf der „Werttheorie“, welche Marx aufstellte. Zu seiner Verwirklichung bedarf es nach der Behauptung dieser Socialpolitiker einer Expropriation der jetzigen vielen Besitzer und Eigentümer und einer Verwandlung des gesamten Privateigentums oder Privatkapitals,

selbstverständlich einschließlich des Grund und Bodens und aller Arbeits-, Produktions- und Verkehrsmittel in Staats- oder (da das Wort „Staat“ von dieser Partei desavouiert wird) Gesamt- und Gesellschaftseigentum. Damit wird aus der Privatarbeit eine Gesamtarbeit, und aus dem Privatverdienst und Privatlohn ein Gesamtgewinn, der nach Abzug der Gesellschafts- oder Staatskosten den Arbeitern zu gleichen Teilen, nach der Arbeitszeit abgemessen, zufällt. Damit hängt, als unbedingt erforderlich, zusammen eine gesellschaftliche Regelung der Produktion, damit alle Ueber- oder auch Unterproduktion und damit jede Geschäftskrisis vermieden werde, und das nicht allein, sondern auch der Konsumtion, mindestens insofern als nur das konsumiert werden kann, was die Gesellschaft zu produzieren für gut findet und auch nur in dem Grade, als die Gesellschaft im stande ist, Arbeitslohn oder, socialistisch ausgedrückt, Anteil an dem Gesamtarbeitsertrag zu gewähren.

Mit dieser Darstellung der beiden hauptsächlichsten Versuche zur Lösung der socialen Frage können wir vorläufig abschließen und uns die Frage vorlegen: welche Stellung wir als Diener der christlichen, speziell der evangelischen Kirche zu denselben einnehmen sollen?

Den ersterwähnten Lösungsversuch macht die Obrigkeit selbst, und zwar die Staatsregierung im Einvernehmen mit den erwählten Vertretern des Volks. Es versteht sich demnach von selbst, daß wir denselben acceptieren, selbst für den Fall, daß wir persönlich dies oder jenes an den getroffenen Maßnahmen auszusetzen hätten. Dieselben sind ohne Zweifel verbesserungsbedürftig und -fähig. Aber ich bin der Meinung, daß wir sie mit Freuden als einen erfreulichen Erweis des „praktischen Christentums“



begrüßen und als eine großartige und dankenswerte Veranstaltung, wenn auch nicht zur völligen Beseitigung, so doch zur Binderung der vorhandenen socialen Nothstände willkommen heißen dürfen. Aber damit will ich nicht gesagt haben, daß dieser officiële Beitrag zur Lösung der socialen Frage von uns auf der Kanzel besprochen werden solle. Wenn demselben auch eine gelegentliche anerkennende Erwähnung gewidmet werden mag, so kann ich doch eine eingehendere Besprechung desselben schon um deswillen nicht billigen, weil wir uns damit auf ein fremdes Gebiet begeben und in die Fußstapfen unserer rationalistischen Vorgänger treten würden, welche über Landwirtschaft, Bienenzucht, Stallfütterung, Kuhpockenimpfung und dergleichen predigten und damit den Gottesdienst aufhoben. Will ein Amtsbruder die hier einschlagenden Geseze und Einrichtungen in außerkirchlichen Versammlungen und in außeramtlicher Wirksamkeit im Gemeindehause oder an einem anderen geeigneten Orte ausführlich erläutern, so ist das wohl unstreitig ein lobenswertes Thun, mit welchem er Gutes stiften kann.

Ganz anders wird sich die Stellung des evangelischen Geistlichen zu dem anderen Versuch gestalten, der zur Lösung der socialen Frage von der socialdemokratischen Partei vorgeschlagen wird. Sollen wir das sociale Programm dieser Partei kurzweg verwerfen oder billigen? Meine Ansicht ist die, daß wir weder das Eine noch das Andere thun sollen. Und warum? Erstlich weil es mir als sehr schwer erscheint, eine Entscheidung zu treffen in dieser Sache, die ein besonderes wissenschaftliches Studium, das Studium der Nationalökonomie, erfordert, und die selbst ein wissenschaftlich geschulter Nationalökonom schwer zu entscheiden finden wird, über welche überhaupt noch keine endgültige

Entscheidung in der Wissenschaft getroffen ist und die nur ein leichtsinniger socialdemokratischer Agitator als längst entschieden proklamieren kann. Hat doch erst kürzlich ein so bedeutender Politiker, wie der gegenwärtige preussische Finanzminister Miquel, in einer gegen Bebel gerichteten Reichstagsrede erklärt, daß er — und das empfahl er auch seinem Gegner — Hunderte von Büchern und Schriften über die sociale Frage studiert habe, ehe er zu einer Entscheidung gekommen sei. Ehe wir nicht gleich gründliche Studien in dieser Sache gemacht haben, geziemt es uns, mit unserem Urtheil zurückzuhalten und das am allermeisten, wo wir amtlich sprechen, und der weiteren Entwicklung die Bestimmung darüber zu überlassen, inwieweit das volkswirtschaftliche Programm der Socialdemokraten durchführbar oder verwerflich ist.

Der zweite Grund dafür, daß wir Geistliche dieses, wie überhaupt jedes volkswirtschaftliche Programm weder verwerfen noch gutheißen sollen, liegt darin, daß dasselbe uns als Geistliche nichts angeht. Das behauptet ich selbst für den Fall, daß sich ein Amtsbruder aus besonderem Drang mit volkswirtschaftlichen Studien befaßte und bereits bei sich zu einer Entscheidung in dieser Sache gelangt wäre. Das ist dann sein Privatstudium und seine Privatüberzeugung, die er als Privatmann wohl auch mündlich oder schriftstellerisch zum besten geben mag. Aber als Diener der Kirche hat er in dieser Sache keinen Beruf. Ich weiß zwar wohl, daß Todt seiner Zeit es für eine absolute Nothwendigkeit erklärt hat, daß wir Geistliche neben unserer Theologie noch Nationalökonomie studierten. Er ging dabei von der Ansicht aus, daß das Wort Gottes volkswirtschaftliche Principien und Lehren aufstelle. Und daß neuerdings ein socialpolitischer Kursus in Berlin ab-

gehalten worden ist, an dem auch Geistliche Anteil nehmen sollten, beweist, daß man von diesem Gedanken noch nicht abgekommen ist. Nun, ich will es keinem, der Neigung dazu hat, verleiden, sich über die sociale Frage wissenschaftlich zu unterrichten — ich selbst thue es auch, soweit ich Zeit und Gelegenheit dazu habe —, aber aufgezwungen darf dies Studium den Theologen nicht werden, die Nationalökonomie darf zu keiner obligatorischen theologischen Disciplin gemacht werden. Am allerwenigsten aber darf die Kanzel dazu benutzt werden, um die sociale Frage in dem bezeichneten engeren Sinn zu besprechen und volkswirtschaftliche Deduktionen zu machen. Ganz abgesehen davon, daß diese in den meisten Fällen gar ungründlich und schief ausfallen dürften, muß es bei uns vor allem feststehen, daß die Kanzel dazu der ungeeignetste Platz ist. Die Kanzel ist der Ort für die Verkündigung des Wortes Gottes. Das für uns normative Gotteswort giebt aber keine volkswirtschaftlichen Vorschriften. Dementsprechend stellt auch die evangelische Kirche kein socialpolitisches Programm auf, und die Diener derselben haben kein solches zu rechtfertigen und zu verteidigen.

Man führt zwar an, daß Luther die damalige sociale Frage öffentlich besprochen habe, und auch der Herr Verfasser des angezogenen Artikels meint dies wohl bei seinem Worte: „Einer solchen Frage (nämlich der socialen) gegenüber hätte sicherlich ein Luther nicht geschwiegen, davon hätte ein Paulus gewiß nicht absehen können, und Christus selber, würde er wohl geschwiegen haben?“ Man will damit beweisen, daß auch der evangelische Geistliche kraft seines Amtes berufen und verpflichtet sei, in der socialen Frage seine Stimme abzugeben. Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß man hierin irrt. Luther hatte allerdings

zu seiner Zeit eine sociale Frage vor sich, die von ähnlicher Schwierigkeit und Wichtigkeit war, wie die gegenwärtige, die aber, beiläufig gesagt, damals nicht gelöst, sondern mit blutiger Gewalt erstickt wurde, und die erst später eine allmähliche friedliche Lösung in den einzelnen christlichen Ländern fand. Wie jetzt der Lohnarbeiterstand, so erhob in der Reformationszeit der Bauernstand Anforderungen in betreff seines Anteils an der gemeinsamen Arbeit und an den gemeinsamen Gütern, und es waren in der That ungeheure Notstände, welche ihn dazu trieben. Die Bauern waren damals meist Erbpächter der weltlichen oder geistlichen Landesherren, mit Frohnden, Zehnten u. s. w. schwer belastet und fast rechtslos. Sie waren aus Lehnsträgern zu Leibeigenen herabgedrückt worden. Auch bestand ein schroffer Standes- und Klassenunterschied zu jener Zeit. Daher kamen schon hundert Jahre vor der Reformation Bauernaufstände vor, wie der Bundschuh und der Arme Konrad. Als aber die Reformation gegen die damalige höchste Autorität auftrat, da hielten die gedrückten Bauern die Zeit für gekommen, stellten aufs neue ihre längst erhobenen Forderungen und riefen Luther zum Schiedsrichter auf. Was that er da? Er schrieb 1525 seine „Ermahnung zum Frieden“, in welcher er den geistlichen und weltlichen Herren Schinderei der Bauern vorwirft, aber auch die Bauern als seine lieben Freunde warnt vor Empörung gegen die Obrigkeit und ihnen vorhält: wenn ihr euch selbst zu euerem Gott und Heiland macht, dann kann Er euer Gott und Heiland nicht sein! Dabei erklärt er, er wolle in ihren socialen Angelegenheiten keine Entscheidung treffen und schreibt: Das befehle ich den Rechtsverständigen, denn mir als einem Evangelisten gebührt nicht darüber zu urteilen. Damit hat er

die Stellung klar bezeichnet, welche auch heutzutage der Diener der Kirche der socialen Frage unserer Tage gegenüber einnehmen soll. Selbst wenn er auch die Vorkenntnisse und Vorbildung zu einem Urtheil in dieser Sache hätte, hat er weder das Recht noch die Verpflichtung, sein Urtheil auf der Kanzel abzugeben. Das lehrt uns das mustergültige Vorbild unseres Luther. (Vergl. von Soden, Reformation und sociale Frage.)

Oder blicken wir auf den Apostel Paulus! Dem lag zu seiner Zeit ebenfalls eine sociale Frage vor von außerordentlicher Bedeutung und Wichtigkeit, die Sklaverei. Und es ist von dem höchsten Interesse für uns, seine Nachfolger im geistlichen Amte, wie er sich zu dieser Sache stellt, denn sein Verhalten ist wie in allen Stücken so auch in diesem Punkte vorbildlich für uns. Finden wir aber auch nur eine einzige Andeutung in seinen Briefen, daß er sich in dieser Angelegenheit zu einem Schiedsrichter aufgeworfen hätte? Wir dürfen wohl von diesem nicht nur durch natürliche Geistesanlagen ausgezeichneten, sondern auch durch den Heiligen Geist erleuchteten Manne annehmen, daß er das himmelschreiende Unrecht der Sklaverei erkannte und einsah, die Sklaverei könne dem Christentum gegenüber nicht bestehen. Er erkannte aber auch, daß die Sklaverei eine sociale Einrichtung sei, die von der damaligen Obrigkeit im römischen Reiche gutgeheißen war und damit zu Recht bestand, und daß es deshalb dem Prediger des Evangeliums nicht zustehe, gegen diese Institution aufzutreten, daß er es vielmehr dem fortschreitenden Einfluß des Christentums überlassen müsse, seiner Zeit die menschenunwürdige Einrichtung zu Fall zu bringen. Wie er sich derselben gegenüber verhielt und welche Stellung er dem Diener der Kirche ihr gegenüber anwies, geht aufs deutlichste aus seinem

ebenso weisen, als seinen Brief an Philemon hervor. In demselben zeigt er, welches wenigstens vorläufig die rechte christliche Lösung dieser socialen Frage sei, nämlich auf der einen Seite die liebevolle brüderliche Behandlung, und auf der anderen Seite der gewissenhafte Dienst des Sklaven.

Wenden wir uns nun auch noch dem Verhalten des Heilands selbst zu, das er jener socialen Einrichtung, wie überhaupt den irdisch-weltlichen Angelegenheiten seiner Zeitgenossen gegenüber kundgiebt, so machen wir die Entdeckung, daß er sich von der Einmischung in dieselben geflissentlich und fast ängstlich fern hält. Als ihn jemand in einem Erbschaftsstreit zur Abgabe eines Urtheils aufforderte, fertigt er denselben ganz entschieden und fast barsch ab mit dem Ausspruch: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschlichter über euch gesetzt? Wie ganz anders ist doch dieses sein Verhalten, als das begehrlliche Zugreifen seines angeblichen Stellvertreters, des Papstes, zu dem ihn seiner Zeit von unserem damaligen Reichskanzler angetragenen Schiedsrichteramt in der Streitsache zwischen Deutschland und Spanien über die Karolineninseln. Unseres Heilands Reich ist aber kein weltliches, sondern ein geistliches, und Luther trifft auch hier den Nagel auf den Kopf mit seiner drastischen Aeußerung: Der Herr Christus ist nicht gekommen, um den Kaiser Augustus zu lehren, wie er sein Reich regieren müsse.

Treten wir, evangelische Geistliche, in die Fußstapfen des Herrn und seiner Diener, St. Paulus und Dr. Luther, und verhalten wir uns in unserem Dienste am Worte vollständig neutral gegenüber der gegenwärtig zur Entscheidung ausstehenden socialen Frage. Möge diese Entscheidung zur rechten Zeit und in rechtem Sinne getroffen werden von der obrigkeitlichen Gewalt, die dazu allein

kompetent ist, denn die sociale Frage nach ihrer volkswirtschaftlichen Seite wird nicht durch die Kirche, sondern durch den Staat gelöst. Unsere Sache aber ist, ernstlich darum zu beten, daß der gnädige Gott deren Entscheidung auf das Rechte lenke.

So hätten wir also die sociale Frage in unserer Predigt gar nicht zu berühren? Doch, denn dieselbe hat auch eine Seite, von welcher aus gesehen sie uns Veranlassung genug bietet, ihrer an heiliger Stätte, wie auch im Jugendunterricht zu gedenken und sie vom christlichen Standpunkt aus zu beleuchten.

Ich habe vorhin nur den innersten Kern des socialdemokratischen Programms dargelegt, seine rein volkswirtschaftliche Seite; dasselbe hat aber auch solche Beigaben, die uns zwingen, in unserem Amte sie zu erörtern, zu beurteilen und — zu richten. Der Socialdemokratismus ist nach Bebel in politischer Beziehung Republikanismus, in religiöser Hinsicht Atheismus und in volkswirtschaftlicher Hinsicht Kommunismus. Er stellt nicht allein in Frage, sondern er verneint das göttliche Recht der Obrigkeit, des Privateigentums, des Christentums und der christlichen Ehe, und darum versteht es sich von selbst, daß wir, Geistliche, als Vertreter dieser göttlichen Ordnungen, ihm entgegen treten und seine ungeheure Verführungsmacht bekämpfen müssen. Hier handelt es sich um die religiöse und ethische Seite der socialen Frage, und diese ist es, welche die Kirche und ihre Diener ebenso nahe angeht, als ihnen die volkswirtschaftliche Seite derselben fern steht. Da öffnet sich denn ein weites Feld für unsere amtliche geistliche Wirksamkeit, das wir als Prediger, Lehrer und Seelsorger zu bestellen und zu welcher Arbeit wir die Kanzel, wie das Schul- und

Konfirmandenlokal zu benutzen haben. Es ist in dieser Zeit eine unserer vornehmsten Aufgaben, die unserer Hirtenleitung anvertrauten Seelen vor dieser Verführungsgefahr zu schützen und aus derselben zu retten. Es ist ohne Zweifel eine Erscheinungsform des Antichristentums, der wir hier gegenüber stehen, und zwar eine der schlimmsten und gefährlichsten, die bis jetzt aufgetaucht sind und die sicherlich eine Vorläuferin der letzten Apokalypse des Widerchristentums ist. Da gilt es, mit höchstem Ernst und Eifer den Finger auf diese grundstürzenden Irrlehren zu legen, die um so sanfter sich einschleichen, weil sie verbunden sind mit den einer ausschweifenden Phantasie entsprungenen Versprechungen eines utopischen Paradieses auf Erden. Diese gehen den Leuten so glatt ein, und mit denselben saugen sie die widerchristlichen Irrlehren und die Feindschaft gegen das Christentum ein. Wir aber sind berufen, ihnen zu bezeugen: Ob sich die von der Socialdemokratie vorgeschlagene Wirtschaftsordnung ein- und durchführen läßt, oder was etwa von ihr in der Zukunft von der menschlichen Gesellschaft angenommen werden kann, lassen wir dahingestellt, denn die Entscheidung darüber steht uns nicht zu, aber als Diener der Kirche und Vertreter des Christentums erheben wir warnend unsere Stimme gegen das ganz und gar ungöttliche Beiwerk, welches der socialdemokratische Vorschlag mit sich führt, gegen die Verwerfung der Religion, der obrigkeitlichen Autorität, des Privatbesizes und der christlichen Ehe. Wir wandeln mit solchem Protest in den Fußstapfen des Heilands, seiner Apostel und unseres Reformators, der, nachdem der Bauernaufstand mit seinen Greueln erfolgt war, sich demselben mit der ganzen Kraft



seiner Persönlichkeit und seines Wortes entgegenwarf, und allerdings in einer für uns nicht nachahmbaren Sprache in seinen Schriften: „Wider die mörderischen und räuberischen Motten der Bauern“ und: „Sendbrief vom harten Büchlein wider die Bauern“ die Aufständischen zur Unterwürfigkeit unter die Obrigkeit, die Herren aber zur Milde und Güte gegen ihre Unterthanen ermahnte.

Gleichwie aber Luther nicht nur den erwähnten Warnungsruf erschallen läßt, sondern auch die einander gegenüber stehenden Parteien zu einem dem Christentum entsprechenden Verhalten mahnt, so ist es auch der evangelischen Geistlichen Aufgabe und Pflicht, in dieser Zeit der höchsten socialen Erregung, die von den Umsturzmannern noch dermaßen geschürt wird, daß sie schon hier und da und dann und wann nicht nur in einzelnen gewaltsamen Massenaufständen, sondern auch in den scheußlichsten Mordattentaten der Anarchisten und Nihilisten als Vor- und Anzeichen der Revolutionsgreuel, die noch zu befürchten sind, hervorbricht, mit freudigem Aufthun des Mundes und großer Gewißheit das Evangelium des Friedens zu verkündigen, und ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit jeder Partei ihre Pflichten, die ihnen als Christen obliegen, vorzuhalten. Wir haben dementsprechend vor allem der materialistischen, vererbeten, fleischlichen Gesinnungs-, Gefühls- und Denkungsweise, der Religion des Diesseits gegenüber, welche in unseren Tagen reich und arm, Besitzende und Besitzlose, Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gleicher Stärke ergriffen hat und beherrscht, die christliche Gottseligkeit darzustellen, welche die Verheißung hat nicht allein des jenseitigen und zukünftigen, sondern auch des diesseitigen Lebens, welche sich im Diesseits durch die Liebe und alle aus ihr entspringenden und mit ihr verwandten

christlichen Tugenden zu bewähren hat und uns die jenseitige Seligkeit zu ererben fähig macht; die christliche Gottseligkeit, welche besteht in dem bußfertigen Glauben an den Mittler und Heiland, der uns die Rechtfertigung vor Gott erwirbt, in der uneigennütigen, selbstlosen Liebe, welche uns in dem Wohlergehen unserer Mitmenschen unser eigenes Glück erblicken läßt, in der Hoffnung, welche unsere Seelen von dem Jammer- und Thrärenthal der Erde zum Himmel erhebt und uns schadlos hält für alle Not und Unvollkommenheit des Diesseits im Hinblick auf die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden. Wir haben den amtlichen Beruf, den Besitzenden und Arbeitgebern einzuschärfen, daß sie Gott nicht zu selbständigen Inhabern mit freiem Verfügungsrecht über ihr Erdengut, sondern zu verantwortungsschuldigen Verwaltern desselben eingesetzt hat, daß sie also ihren Reichtum nicht zu eigenem Wohlleben, sondern zum Nutzen ihrer Mitmenschen anzuwenden haben, daß sie ihre Arbeiter als ihre Brüder und Schwestern in Christo zu erkennen und anzuerkennen und sie demgemäß zu behandeln verpflichtet sind; daß sie deren Kräfte, seien es die körperlichen oder geistigen, nicht zu ihrem eigenen zeitlichen Gewinn und Vorteil ausbeuten dürfen, sondern deren zeitliches Wohl und ewiges Heil mit allem Ernste erstreben müssen. Ingleichen weist uns unser Beruf an, die wirtschaftlich Schwachen, die zur Arbeit im Solde anderer angewiesen sind, zu lehren, was das Christentum von ihnen fordert. Es ist himmelschreiend gefehlt worden und geschieht noch immer von seiten der Besitzenden gegen die Besitzlosen, und die Socialdemokraten haben Grund genug über die haarsträubende Exploitation der „Enterbten“ Klage zu führen. Aber die arbeitende Klasse, Fabrikarbeiter, Dienstboten, Tagelöhner, Hand-

werksgefallen, Handlungsdiener 2c. hat auch nicht wenig auf dem Gewissen, und vielfach steht es gegenwärtig bereits so, daß sie den Spieß herumgedreht haben, und nunmehr die Herren spielen, während die nominellen Herren sich in ihre Forderungen fügen und um ihren guten Willen buhlen müssen. Bei den Arbeitern unserer Tage ist vielfach eine höchst anmaßende, stolz aufbegehrende, trotzige Art an die Stelle früherer Bescheidenheit getreten; und für die frühere gewissenhafte Pflichterfüllung, die sie den Vorteil des Arbeitgebers zu ihrem eigenen zu machen antrieb, haben sie nicht selten Pflichtvergessenheit, Trägheit, Nachlässigkeit und Untreue eingetauscht. Und was das allerschlimmste ist, die vom Christentum so dringend empfohlene Tugend der Genügsamkeit und Zufriedenheit ist den Besitzlosen ebenso sehr abhanden gekommen, wie den Reichen, die nicht satt werden können an Geld und Gut, an Genuß und Lust, wie jene oft kein anderes Verlangen mehr empfinden, als das nach diesen Dingen und in Ermangelung derselben ihre Seelen mit Neid und Mißgunst erfüllen. Was der Predigt und dem Religionsunterricht nach dieser Seite hin zu thun obliegt, ich brauche es nicht ausführlich darzulegen, wie hier die Tugenden der Treue im Dienste, der Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, der Zufriedenheit und Genügsamkeit an dem, was Gott giebt, auf Grund der christlichen Gottseligkeit zu pflegen sind.

Das ist die sociale Predigt, die wir zu thun haben. So hat die Behandlung der socialen Frage in unserer amtlichen Wirksamkeit zu geschehen. Darin besteht unsere von Amts wegen zu leistende Beteiligung an der Lösung der socialen Frage. Sie bewegt sich rein auf dem religiös-ethischen Gebiete. Das ist alles, was wir, als Diener der Kirche, in der socialen Sache thun können und sollen. Es ist allerdings nichts Neues, Außergewöhnliches

und Unerhörtes. Es ist die Verkündigung des alten Evangeliums. Aber in einer solchen Zeit, wie die unserige, ist es mehr wie je nötig, daß diese Predigt geschehe unter der Salbung und in der Beweisung des Heiligen Geistes, wenn nicht unser christliches Volksleben vollends zu Grunde und darüber unzählige Seelen verloren gehen sollen. Geschieht aber unsere sociale Predigt in dieser Beschränkung auf ihr eigenstes Gebiet und geschieht sie in solcher Erweisung der göttlichen Kraft, und ist sie obendrein verstärkt durch die sie begleitenden Werke der christlichen Liebe, der Inneren Mission, dann dürfen wir auch rechnen auf die der Predigt des Evangeliums gegebene Verheißung: Gleichwie der Regen und Schnee vom Himmel fällt und nicht wieder dahin kommt, sondern feuchtet die Erde und macht sie fruchtbar und wachsend, daß sie Samen giebt zu säen und Brot zu essen, also soll das Wort, das aus meinem Munde gehet, auch sein; es soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern soll thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende (Jes. 55, 10—11).

Als Anhang dieser Ausführung seien mir noch einige Worte gestattet über den anderen Gegenstand, der in den oben erwähnten Artikeln zur Sprache gebracht wird, ich meine die Stellung des Seelsorgers zu den in der Gemeinde vorhandenen Socialdemokraten. Meine Ansicht geht dahin: Sind diese Leute wirklich Mitglieder der Partei, dann handelt es sich darum, ob sie im übrigen sich noch als Glieder der christlichen Gemeinde verhalten, den Gottesdienst besuchen, an der Feier des hl. Abendmahls sich beteiligen, ihre etwaigen Kinder taufen und confirmieren, sich selbst kirchlich trauen lassen und einen ehrbaren Lebenswandel führen. In diesem Falle haben sie uns auch noch als Glieder der christlichen Gemeinde zu

gelten, und wir lassen uns darin nicht beirren durch ihre äußere Zugehörigkeit zu einer Partei, welche nach offenem und stets wiederholtem Bekenntnis ihrer Gründer und Anführer eine un- und widerchristliche ist. Sene Leute sind dann offenbar nicht im Einverständnis mit der atheïstischen und materialistischen Anschauung und Gesinnung der Parteiführer, sondern sehen in ihnen diejenigen, welche ihre Interessen am eifrigsten nach ihrer Meinung vertreten. Daß sie aber eingeschriebene Mitglieder einer religionslosen und revolutionären Partei sind, das ist ihrer Unkenntnis der Sachlage zur Rechnung zu setzen, wie sie selbst diesen Umstand wohl damit zu rechtfertigen suchen, daß in dem offiziellen Programm die Religion als Privatsache hingestellt sei.

Sind jedoch Glieder unserer Gemeinden Mitglieder der socialdemokratischen Partei mit offenem Bekenntnis ihrer un- und widerchristlichen Sinnes- und Denkungsweise oder wohl gar mit dem thätigen Bestreben, für diese Propaganda zu machen, dann sind sie zunächst, wie jedes andere unchristliche Gemeindeglied, seelsorgerlich zu behandeln. Ob sie darnach bei fruchtlosem Verlauf einer geduldigen seelsorgerlichen Behandlung der kirchlichen Zucht zu überweisen sind? Diese Frage kann offen bleiben, weil die Kirchenzucht in unseren Tagen nicht opportun ist und wir obendrein für eine Kirchenzuchtsübung in solchen Fällen kein Kirchengesetz haben. Das aber gilt mir als feststehend, daß an einem Gliede der evangelischen Gemeinde, an dem im Leben keine Kirchenzucht geübt worden ist, trotzdem daß gegründete Veranlassung dazu vorgelegen hat, diese auch im Tode nicht geübt, und daß einem Gemeindeglied, das während seines Lebens trotz genügenden Grundes nicht exkommuniziert worden und im kirchlichen Banne (*excommunicatio minor*) gestorben ist, das kirchliche Begräbniß nicht verweigert werden darf.

# Erste Predigt

über

2 Thess. 3, 10—12.

„Da wir bei euch waren, geboten wir euch solches, daß so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen, denn wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich und arbeiten nicht, sondern treiben Vorwitz; solchen aber gebieten wir und ermahnen sie durch unseren Herrn Jesum Christ, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brot essen.

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! Es ist in der gegenwärtigen Zeit außerordentlich viel die Rede von der sogenannten „socialen Frage“. Alle Zeitungen sind voll davon. Ungezählte Versammlungen werden abgehalten, in welchen diese Frage besprochen wird. Zahllose Bücher und Schriften werden über dieselbe verfaßt. Auch auf den Kanzeln ist vielfach von derselben die Rede, und es wird viel hin und her gestritten, ob diese Frage überhaupt und inwiefern sie auf die Kanzel gehört. Auch ich habe dieselbe schon manchmal in meiner Predigt berührt und dies und jenes über dieselbe gesagt. Und jetzt habe ich mich entschlossen, eine Reihe von Predigten diesem wichtigen Gegenstand zu widmen und die „sociale Frage“ zu behandeln. Nun habe ich aber seither schon, wenn die Rede auf diese Frage in der

Predigt kam, stets betont, daß dieselbe zwei Seiten hat, nämlich die volkswirtschaftliche und die religiös-sittliche, und daß selbstverständlich nur die letztere Seite auf die Kanzel und in die Predigt gehört. Wir können und wollen doch hier im Gottesdienst nicht volkswirtschaftliche Probleme und Angelegenheiten besprechen oder gar eine Entscheidung darüber treffen, welches die rechte Gestalt und Form der Volkswirtschaft sei. Der Kern- und Angelpunkt der „socialen Frage“ nach ihrer volkswirtschaftlichen Seite ist die Frage: ob im Gewerbe wie in der Landwirtschaft Einzel- oder Gesamtbetrieb, und als Voraussetzung dafür Einzel- oder Gesamtbesitz, Privat- oder Gesellschaftseigentum für das Wohlergehen der Menschen vorteilhafter und ersprießlicher sei. Seither hat Privatbesitz und Einzelbetrieb geherrscht, und es fragt sich nun, ob an dessen Stelle Gesamteigentum und Kollektivbetrieb gesetzt werden soll. Wie soll ich euch, geliebte Christen, das deutlich machen, was damit gemeint ist? Nehmet unsere Gemeinde, deren Mitglieder zumeist Ackerbau treiben. Dieser Ackerbau wurde seither von den Einzelnen betrieben, d. h. von jeder Familie für sich auf dem Grund und Boden, der in ihrem Privatbesitz oder von ihr gepachtet war. Nun denket euch den Fall, daß jeder einzelnen Familie ihr Eigentum, ihr Besitz an Land, Haus, Hof, an Wagen, Pflügen und allem Ackerbaugeräte, an Vieh genommen und daß das alles für Gemeindeeigentum erklärt würde. Dann müßten die seitherigen Besitzer und ihre Leute alle Arbeiter sein, einer wie der andere, mit Ausnahme allenfalls derjenigen, welche die Aufsicht und Verwaltung über den Gesamtbetrieb zu führen haben. Von der Verwaltung würde dann jeder einzelne an den Platz gestellt, an dem er arbeiten soll, und ihm die Arbeit übertragen, die er schaffen soll. Jeder, der überhaupt arbeiten kann, müßte dann

arbeiten, was ihm befohlen wird. Die aber nicht arbeiten können, die Kranken, Gebrechlichen und Altersschwachen, müßten auf Kosten der Gemeindefasse unterhalten und verpflegt werden. Jeder Arbeiter bekäme dann seinen Lohn aus der Gemeindefasse, und der Unterschied zwischen reich und arm, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, vornehm und gering wäre abgeschafft. Für die geleistete Arbeit würde jeder einzelne je nach dem Ausfall des Gesamtertrags abgelohnt. Seht, das wäre Gesamtbetrieb, und zwar Gesamtbetrieb der Landwirtschaft in einer Gemeinde. Nun besteht aber bei einer großen Partei in unserer Zeit die Absicht, diesen Gesamtbetrieb nicht auf einzelne Gemeinden zu beschränken, sondern auf das ganze deutsche Reich, ja womöglich auf die ganze civilisierte Welt auszudehnen; diesen Gesamtbetrieb nicht auf einen einzelnen Zweig der Volkswirtschaft, auf die Landwirtschaft zu beschränken, sondern auf alles Gewerbe und Handwerk zu verbreiten. Und die das wollen, die behaupten, es sei notwendig, daß der Einzelbetrieb in den Gesamtbetrieb umgewandelt werde, denn der seither allgemein geübte Einzelbetrieb in Verbindung mit dem Privatbesitz sei die Ursache und Quelle aller Armut, Not und Unterdrückung unter den Menschen. Aus diesem Einzelbetrieb, so behaupten sie, rührt es her, daß die Menschheit in zwei Klassen gespalten ist, von welchen sich die eine in Wohlleben befindet, während die andere in einem für Menschen unwürdigen Zustand des Mangels lebt. Darum, so fordern sie, muß Gesamtbetrieb und Kollektivbesitz eingeführt werden, d. h. es müssen alle Arbeitsgegenstände und Arbeitsmittel den einzelnen genommen und in den Besitz der Gesamtheit gegeben werden. Die Gesamtheit muß die Besitzerin werden von Grund und Boden, Aekern, Wiesen und Wald, Fabriken und Werkstätten, Maschinen und Werk-



zeugen, Post und Eisenbahnen. Jeder einzelne wird dann Arbeiter und bekommt seinen Anteil am Gesamtertrag. Dieser Gesamtertrag wird, natürlich nach Abzug der Betriebskosten, an die einzelnen Arbeiter nach ihrer Arbeitszeit verteilt. Dann haben alle gleichen Lohn und gleiches Einkommen, und das ist, so denken jene, so reichlich, daß alle ein angenehmes, genußreiches Leben führen können. Alle sind dann thatächlich und wirklich gleich. Mangel und Not, so behaupten jene, haben dann ein Ende, und damit hören auch alle Vergehen und Verbrechen auf, welche allein durch diese Uebel erzeugt werden. So urteilen die Verfechter des Gesamt-Eigentums und Gesamt-Betriebs.

Nun, Geliebte, von diesem letzten Punkte wollen wir später reden. Hier laßt uns nur fragen: Gehört die Erörterung dieser volkswirtschaftlichen Frage auf die Kanzel? Wir sind gewiß alle darüber einig, daß wir antworten: nein, im Gottesdienst haben wir keine volkswirtschaftlichen An-  
gelegenheiten zu besprechen. Und wenn die Partei, welche den Gesamtbetrieb auf ihre Fahne geschrieben hat, solches von den Geistlichen verlangt, dann führt sie damit den Beweis, daß sie nicht weiß, wozu der Gottesdienst, wozu das geistliche Amt da ist. Wir Geistliche haben nicht Volkswirtschaft zu lehren und zu studieren, sondern uns liegt die Pflege der Religion und Sittlichkeit ob, und der Gottesdienst ist die vornehmste Gelegenheit dazu. Zur Entscheidung über die volkswirtschaftlichen Angelegenheiten gehören überdies Kenntnisse, die wir alle, sowohl ihr als ich, nicht haben. Dazu gehören Studien, die wir nicht gemacht und die zu machen wir weder Zeit noch Beruf haben. Die volkswirtschaftliche Seite der „socialen Frage“ müssen und mögen diejenigen, welche den Staat zu regieren haben, beraten und entscheiden in Verbindung mit Sachverständigen, mit den

Nationalökonomien, welche in der gründlichen Erforschung und dem wissenschaftlichen Studium dieses Gegenstandes ihren Lebensberuf haben. Reden wir im Gottesdienst nur über die religiöse und sittliche Seite der „socialen Frage“. Diese gedenke ich in einigen Predigten zu besprechen und zwar in solcher Weise, daß diese Predigten für alle Gemeindeglieder, die alten wie die jungen, die männlichen wie die weiblichen, belehrend werden. Dazu gebe der Herr, unser Heiland, seinen Segen! Ich will aber diesen wichtigen Gegenstand nach gewissen Gesichtspunkten behandeln, und heute damit den Anfang machen, daß wir auf Grund des verlesenen Schriftworts den Satz aufstellen:

### Die sociale Frage ist eine Arbeitsfrage!

und dabei zunächst folgende Punkte berücksichtigen:

- I. die Arbeit ist notwendig, und
- II. die Arbeit ist heilsam.

I. Die Arbeit ist notwendig: das ist der erste Punkt, den wir ins Auge fassen. Ihr werdet denken, liebe Christen, das ist selbstverständlich, denn wie kann der einzelne Mensch und wie kann die Menschheit im ganzen bestehen ohne Arbeit? Und doch sind es nicht wenige, welche anderer Meinung zu sein scheinen, denn sie arbeiten in Wirklichkeit nicht. Und warum nicht? Ich will jetzt nicht reden von denjenigen, welche aus irgend einer unvermeidlichen Ursache nicht arbeiten können, sei's wegen Krankheit, Gebrechlichkeit, Altersschwäche oder weil sie zeitweilig keine Arbeit finden, trotzdem daß sie dieselbe ernstlich suchen. Unsere verwickelten gesellschaftlichen Verhältnisse bringen es leider mit sich, daß fortwährend Arbeitslose wider Willen vorhanden sind, oft sogar in ansehnlicher Menge, so daß zuweilen nicht wenige

in die bitterste Not versetzt und dadurch zur Verzweiflung und auf den Weg des Verbrechens getrieben werden, oder daß Aufruhr hervorgerufen wird, der dann mit Gewalt der Waffen von seiten der Obrigkeit erstickt und niedergeschlagen werden muß. Aber nicht an solche Leute denke ich jetzt, wenn ich von denjenigen reden will, welche nicht arbeiten. Auch nicht an diejenigen, welche das Verbrechen des Diebstahls, Betrugs, Wuchers recht eigentlich zu ihrem Lebensberufe gemacht haben, um dadurch der anstrengenden, mühsamen Arbeit zu entgehen. Unter diejenigen, welche nicht arbeiten, begreife ich hier vielmehr auf der einen Seite alle, welche wohl durch ihre irdischen Verhältnisse zur Arbeit genötigt, aber zu träge zum arbeiten sind, sich lieber auf die faule Haut legen und sich von den anderen ernähren lassen, als daß sie die Mahnung unseres Schriftwortes befolgen mögen. Und auf der anderen Seite rechne ich unter die Nichtarbeitenden alle, welche sich durch ihr Einkommen und ihr Vermögen der Arbeit überhoben und sich berechtigt wähnen, andere für sich arbeiten lassen zu dürfen, ohne selbst Hand oder Kopf zur Arbeit anzustrengen. Nicht wahr, liebe Christen, das ist uns klar, daß diese wie jene im schwersten Irrtum und auf dem schlimmsten Irrweg sich befinden? Wir ersehen aus Gottes Wort, daß jeder Mensch zur Arbeit verpflichtet ist. Die Arbeit ist ein Gebot Gottes. Das geht deutlich aus der Heil. Schrift, als dem Buch der Offenbarung, hervor. Schon dem ersten Menschenpaar, das Gott nach seinem Ebenbild erschuf, legte er Arbeit auf, indem er ihnen befahl, den Garten in Eden, welchen er ihnen zum Wohnplatz anwies, zu bebauen und zu bewahren. Freilich wird das eine angenehmere und befriedigendere Arbeit gewesen sein, als diejenige, welche die Menschen jetzt zu verrichten haben, denn unsere jetzige Arbeit

steht unter dem Fluche des Gottesurteils: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zur Erde werdest, von der du genommen bist (1 Mos. 3, 19)! So ist's geworden nach dem Sündenfall der Stammeltern und seitdem das gesamte Menschengeschlecht Gott ungehorsam geworden ist und sich in den Dienst der Sünde gestellt hat. Seitdem gilt der göttliche Richterspruch: verflucht sei die Erde um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang (1 Mos. 3, 17—19)! Seitdem ist der Menschen Arbeit eine mühevolle und beschwerliche, und was noch mehr sagen will, eine vielfach vergebliche und erfolglose geworden. Der Landwirt bestellt seinen Acker mit Fleiß und Mühe, aber allzu andauernde Trockenheit oder übermäßige Nässe oder ein plötzlicher Hagelschlag bringt ihn um die Ernte. So ist's auch nicht selten mit der geistigen Arbeit. Der Geistliche streut den Samen des Evangeliums auf den Acker der Herzen, aber er schlägt nicht Wurzel und bringt nicht die Frucht der Befeuerung. Diesen Charakter des Mühevollen und oft Erfolglosen hat alle Arbeit in der gegenwärtigen Weltzeit, und denselben wird sie behalten, so lange diese Weltzeit währt. Menschenflugheit und Menschenkunst können daran nichts ändern. Erst die Vollendung der Erlösung, die unser Heiland vollzieht bei seiner herrlichen Wiederkunft, bringt das ersehnte goldene Zeitalter wieder in verklärter Gestalt, in welchem die menschliche Arbeit von dem auf ihr lastenden Gottesfluch befreit ist.

Weil nun die Arbeit ein Gebot Gottes ist und also alle Menschen zu ihr verpflichtet sind, darum, liebe Christen, soll und darf sich auch niemand ihr entziehen, es sei aus welchem Grunde es wolle. Wer arbeiten kann und doch nicht arbeitet, der fällt unter das Gericht Gottes, der seine

Gebote nicht umsonst gegeben, sondern sie erfüllt haben will. Aus demselben Grunde soll aber auch niemand die Arbeit verachten und geringschätzen, und zwar weder die leibliche, noch die geistige. Die leibliche Arbeit wurde bei den sonst so gebildeten heidnischen Griechen verachtet und den Sklaven überlassen. In solch heidnischer Anschauung steht jeder auch unter uns, welcher hochmütig auf irgend eine Arbeit oder auf irgend einen Arbeiter herabsieht. Alle Arbeit, die wirklich diesen ehrenvollen Namen verdient, ist achtbar und ehrenwert, denn sie ist notwendig; sie muß gethan werden und gereicht dem einzelnen wie der Gesamtheit zum Nutzen. Die leibliche oder die Handarbeit ist so notwendig, wie die geistige, und diese wie jene. Wer geistige Arbeit zu verrichten hat in dem Berufe, in welchem er steht, sei es daß er dem Staate, der Gemeinde, der Schule oder der Kirche dient, der soll den Handarbeiter, und wenn dieser die niedrigste und schmutzigste Arbeit verrichtet, hochachten, wenn er nur seine Arbeit ordentlich und gewissenhaft thut. Als Kaiser Napoleon I. einst eine vornehme Dame auf einer Straße in Paris begleitete und ihnen ein Arbeiter mit einer schweren Last auf den Schultern begegnete, die hochmütige Dame aber nicht ausweichen wollte, führte er sie zur Seite mit den Worten: Madame, Respekt vor der Last! Vor Gott gilt der Straßenkehrer, der seine Arbeit richtig leistet, gerade so viel als der Regent, der sein Land und Volk gewissenhaft regiert.

So wenig die leibliche Arbeit gering geschätzt werden darf von denjenigen, welche Geistesarbeit thun, ebensowenig dürft ihr aber auch, liebe Christen, wenn ihr an leibliche Arbeit gewiesen seid, die Arbeit des Geistes gering anschlagen. Die Menschheit kann ohne die Geistesarbeit in Wissenschaft und

Kunst ebensowenig menschenwürdig bestehen und in Bildung und Kultur fortschreiten, wie ohne leibliche Arbeit. Ihr, die ihr leibliche Arbeit verrichtet, sollt nicht meinen, die Wissenschaft und Kunst sei überflüssig. Ihr dürft diejenigen, welche sie pflegen, nicht für Müßiggänger ansehen, wenn ihr euch nicht einer ebenso großen Thorheit als Ungerechtigkeit schuldig machen wollt. Wenn die Wissenschaft nicht wäre, so gäbe es keine Maschinen, keine Eisenbahnen, keine Telegraphen, kein Gaslicht und keine elektrische Beleuchtung. Und wenn die Kunst nicht gepflegt würde, gäbe es keine photographischen und keine anderen Bilder, keine Musik und keine Lieder- oder sonstige Dichtung. Auch die Pflege der Religion und Sittlichkeit ist eine Arbeit. Sieht nicht auch unser Heiland sein Thun, die Predigt des Evangeliums, seine ganze prophetische und hohepriesterliche Thätigkeit als eine Arbeit an, wenn er spricht: Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch; ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann (Joh. 5, 17; 9, 4)? Und wie er, so sieht auch sein Apostel Paulus seine Missionsthätigkeit als eine Arbeit im Dienste der Menschheit an, wenn er von ihr schreibt: ich habe mehr gearbeitet, denn alle! (1 Kor. 15, 10), und in Bezug auf alle Inhaber des Predigtamts fordert: wir bitten euch, daß ihr erkennet die an euch arbeiten! (1 Theff. 5, 12). Das wolleth bedenken und beachten, daß auch die Predigt des Evangeliums und der Unterricht der Jugend Geistesarbeit ist, die ihr gewiß nicht entbehren möchtet und die auch nicht entbehrt werden kann, wenn nicht die Menschheit in Barbarei versinken soll. Seht doch einmal auf diejenigen Völker, welche von geistiger Arbeit, von Pflege der Wissenschaft und Kunst nichts wissen! Sie sind im Zustand der Wildheit.

Darum, liebe Christen, laßt uns alle Arbeit für notwendig erkennen, wie zur Wohlfahrt und zum Wohlbestand des einzelnen, so auch der Gesamtheit, und laßt uns alle bereit sein, in treuer Pflichterfüllung in dem Berufe zu wirken, in dem ein jedes von uns steht, und zwar so lange uns Gott Gelegenheit, Leben, Gesundheit und Kraft zur Arbeit verleiht. Lassen wir niemals außer acht, daß die Arbeit, d. h. die für die Menschheit nützliche und förderliche Arbeit ein Gebot Gottes und notwendig ist!

II. Die Arbeit ist aber auch heilsam, und zwar eben weil sie auf einem Gebot Gottes beruht, denn alle Gottesgebote sind für die Menschen heilsam. Das erkennen wir schon daraus, daß die Vernachlässigung, Verletzung und Uebertretung derselben nichts als Unglück über uns hereinzieht. Gewiß würde der gütige Schöpfer seinen menschlichen Geschöpfen die Arbeit nicht geboten haben, wenn er sie nicht heilsam für dieselben erachtet hätte. Aber es entgegnet mir vielleicht jemand: du hast ja selbst gesagt, daß die gegenwärtige mühsame und oft erfolglose Arbeit eine göttliche Strafe sei für die Menschen, weil sie Sünder geworden sind; wie kannst du sie denn nun als heilsam hinstellen? Beides, liebe Christen, verträgt sich gar wohl miteinander, denn der ebenso liebevolle wie gerechte Gott hat in jede Strafe, die er über uns verhängt, auch einen Segen eingeschlossen. Und diesen Segen gewinnst und genießest du, wenn du die Strafe willig und gottergeben trägst. Wenden wir diese Erkenntnis auf die Arbeit an, die uns in der gegenwärtigen Weltzeit obliegt! Soll sie dir heilsam werden, so mußt du sie ohne Widerwillen, Unlust und Murren gegen Gott, der sie angeordnet hat, vielmehr gerne und gewissenhaft verrichten. Dazu ermahnt Gottes Wort, wenn es zu uns spricht: ringet darnach, daß ihr stille seid und das

Euere schaffet und arbeitet mit eueren eigenen Händen! (1 Theff. 4, 11). Gleicherweise gebietet uns der Apostel: wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich und arbeiten nichts, sondern treiben Borwitz; solchen gebieten wir und ermahnen sie durch unseren Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brot essen! (2 Theff. 3, 12). Und er selbst stellt sich uns als Muster vor mit den Worten: wir haben nicht umsonst das Brot genommen von jemand, sondern mit Arbeit und Mühe Tag und Nacht haben wir gewirkt, daß wir nicht jemand unter euch beschwerlich wären! (2 Theff. 3, 8). Befolge diese Mahnungen, lieber Christ, und nimm dir den Apostel Paulus zum Vorbild in deiner Arbeit! Dann wirst du gar bald merken und spüren, daß die Arbeit heilsam ist.

Daß die Arbeit heilsam und ersprießlich ist für das zeitliche und materielle Wohl und Gedeihen sowohl derjenigen, welche sie treiben, als auch der übrigen Menschheit, das haben wir bereits besprochen und das lehrt auch die tägliche Erfahrung. In dieser Beziehung gilt noch immer das Wort der Heiligen Schrift: wer seinen Acker bauet, wird Brots genug haben; wer aber dem Müßiggang nachgeht, wird Armut genug haben (Spr. 28, 19), und das andere: du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut! (Ps. 128, 2). Ist unsere Arbeit auch in manchen Fällen erfolglos, so ist das, gottlob, doch nicht die Regel; im allgemeinen ist sie ersprießlich und nützlich, sie ist von gutem Erfolg gekrönt und erwirbt uns das tägliche Brot, d. h. das, was wir zu einem ordentlichen und anständigen Leben nötig haben. Dazu stärkt sie die Gesundheit und bringt erquickenden Schlaf, wie uns der Prediger Salomo sagt: wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, er habe viel oder wenig gegessen (5, 11). Zwar sollen



und dürfen wir Christen bei unserem Arbeiten nicht nach Ueberfluß und Reichthum streben, denn uns gilt die ernste Warnung des Gotteswortes: die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und in viele schädliche und thörichte Lüste, welche versenken die Menschen in Verderben und Verdammniß (1 Tim. 6, 9). Zwar bleibt für uns Christen die Genügsamkeit und Zufriedenheit eine Tugend und darin lassen wir uns nicht irre machen von denjenigen, welche sie ein Laster schelten, denn wir halten uns an das Wort der Heiligen Schrift: es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läffet sich genügen (1 Tim. 6, 6). Wir streben also nicht darnach, reich zu werden, sondern nur darnach, unser ordentliches Auskommen zu finden. Da geschieht es denn doch zuweilen, daß der gütige Gott unsere Arbeit in besonderer Weise segnet und den einen oder anderen durch dieselbe mehr erwerben läßt, als sie erstrebt haben und brauchen. Er giebt den Menschen auf ihre Arbeit auch mitunter Ueberfluß und Reichthum, wie uns Gottes Wort versichert: lässige Hand macht arm, aber des Fleißigen Hand macht reich (Spr. 10, 4). Auch zeigt uns die heilige Geschichte verschiedene Exempel, aus welchen wir ersehen, wie Gott es denen, die ihn lieben und fürchten, dann und wann gelingen läßt in ihrem irdischen Fortkommen. Denket an Abraham, Isaak und Jakob! Auf der anderen Seite fehlt es freilich von jeher auch nicht an Beispielen, aus welchen wir erkennen, daß der Lenker aller Dinge sowohl nicht selten auch offenbar Gottlose auf angestrengte Arbeit irdischen Wohlstand und Reichthum finden läßt, als auch daß er solche, welche die redliche Arbeit meiden, sei es um betrügerische Geschäfte zu betreiben oder um das Glücksspiel zu üben, mit Ueberfluß überschüttet. Aber das sind Geheimnisse der göttlichen Weltregierung, über die wir bei

anderer Gelegenheit weiter sprechen wollen. Jetzt reden wir nur von der Arbeit und ihrem Nutzen. Und da dürfen wir an einem Punkte nicht vorüber gehen, in dem sich die Heilsamkeit der Arbeit ebenfalls zu spüren giebt. Das ist die Wahrnehmung, die wir alle machen können, daß sie unserm Geist und Gemüt hohe Befriedigung gewährt. Hierin ist uns unser Heiland selbst ein Vorbild, wenn er von seiner prophetischen Arbeit bezeugt: meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk (Joh. 4, 34). Lernen wir, liebe Christen, unsere Arbeit mit Lust thun, damit sie uns auch die Befriedigung und den Genuß bereite, welchen sie ihm verschafft hat!

Wir haben den zeitlichen Gewinn kennen gelernt, den uns die Arbeit einbringt. Der Segen der Arbeit erstreckt sich aber aus der Zeit in die Ewigkeit. Der religiöse und sittliche Gewinn, den uns die Arbeit einträgt, ist unstreitig der höchste Segen, den der gütige Gott auf die Arbeit gelegt hat. Sie bildet einen mächtigen Damm gegen das Eindringen und Ueberhandnehmen der Sünde, gegen die Herrschaft des Fleisches mit seinen Lüsten und Begierden. Was würde wohl aus der Menschheit geworden sein, wenn ihr der allweise Gott nicht die harte Arbeit aufgebürdet hätte! Wir können es zum Teil an den Völkern wahrnehmen, welche die Arbeit scheuen, sei es aus Trägheit, oder weil sie unter einem Himmelsstriche wohnen, der sie durch die Fülle und Leppigkeit des Wachstums der angestregten Arbeit enthebt, die wir nötig haben. Sie verharren von Jahrhundert zu Jahrhundert auf dem Standpunkt der Halbbildung oder gar der Wildheit und gehen dahin in der Knechtschaft des Fleisches. Und eine ähnliche Beobachtung drängt sich uns auf, wenn wir auf diejenigen

unter uns hinblicken, welche dem Müßiggang huldigen, sei es daß sie wegen ihres Reichthums die Arbeit meiden zu dürfen wähnen, sei es daß sie sich lieber von anderen ernähren und erhalten lassen wollen, als selbst es zu thun. Sie verkommen in sittlicher und in geistlicher Hinsicht. Ja, liebe Christen, die Arbeit ist ein Förderungsmittel für christliche Gesinnung und christliches Leben. Und wiederum das Christentum erweckt und fördert auch die Arbeitslust. Das zeigt sich bei den christlichen Völkern, in welchen der christliche Sinn und Geist wirklich zur Kraft gekommen ist. Während die heidnischen Völker arbeitsunlustig sind, sind sie arbeitsam. Wie deutlich tritt doch da zu Tage, daß der Christenglaube allein imstande ist, die Menschen und Völker zur wahren Gesittung und Bildung zu führen.

Darum behaupten wir: die Arbeit ist heilsam. Was wäre wohl aus dir und mir geworden, lieber Christ, wenn wir nicht arbeiten müßten? Das alte Sprüchwort ist ein wahres Wort: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Die Arbeit zwingt den Menschen, seine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten und zwar guten und nützlichen Gegenstand zu richten, und dadurch hält sie ihn ab und hindert ihn, daß sein Geist sich auf unnütze, schädliche und arge Dinge richte, wie das so leicht geschieht bei der uns anhaftenden sündigen Neigung unseres Herzens und Willens. Wer von uns hätte nicht hierüber bereits zur Genüge Erfahrungen an sich selbst gemacht! Danken wir es deshalb dem allweisen und allgütigen Gott, daß er uns zur Arbeit angewiesen hat, die ebenso heilsam wie notwendig ist, und machen wir uns ihres Segens theilhaftig! Beherzigen wir, liebe Christen, den ernstgemeinten Befehl, den der Apostel in unseren Textworten an uns ergehen läßt: „Da wir bei euch waren,

geboten wir euch solches, daß so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen, denn wir hören, daß etliche unter euch wandeln unordentlich und treiben Borkiz; solchen gebieten wir und ermahnen sie durch unseren Herrn Jesum Christum, daß sie mit stillem Wesen arbeiten und ihr eigen Brot essen.“ Amen.

---

## Zweite Predigt

über

2 Mos. 20, 9—11.

„Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken; aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist; denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhete am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbathtag und heiligte ihn.“

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! Wir haben in der ersten unserer Predigten über die „sociale Frage“ über die Arbeit geredet, und zwar insofern dieselbe notwendig und heilsam ist. Es ist von der größten Wichtigkeit und Bedeutung, daß die Menschen die Arbeit recht würdigen lernen. Daran aber fehlt in der That noch viel. Diejenigen, welche heutzutage vor allen für die Arbeiter einzutreten behaupten und sich als die Einzigen gerieren, die wirklich auf Verbesserung des Looses derselben bedacht sind, gerade diese scheinen mir der rechten Hochachtung vor der Arbeit sehr zu ermangeln, ihren Wert und Segen sehr zu verkennen. Ich schließe das daraus, daß sie so eifrig dar-

nach streben, die Arbeitszeit möglichst zu verkürzen und die Arbeitslast möglichst zu beschränken. Sie erstreben einen möglichst kurzen Arbeitstag und eine möglichst kurze Arbeitsfrist im Leben, die baldigst einer Versetzung in den Ruhestand weichen soll. Wo bleibt da die Arbeitslust? Aber auch im allgemeinen fehlt noch viel daran, daß die Arbeit in ihrer Würde erkannt und wie sich's gebührt geschätzt werde: ich meine hier zunächst diejenige, welche für die Bedürfnisse des Lebens sorgt und welche schweißige Hände und beschmutzte Kleider macht. Viele, die sich zur Klasse der Vornehmen rechnen, sehen gar hochmütig auf diejenigen ihrer Nebenmenschen herab, welche solche Arbeit verrichten. Und wenn es vorkommt, daß unter ihnen selbst solche sind, denen es an Mitteln fehlt, sog. „niedrige Arbeiten“ durch andere für Geld verrichten zu lassen, die also selbst anzugreifen genötigt sind, so müssen sie es im verborgenen thun, damit ihre Standesgenossen es nicht merken. Wir sehen aus diesen Beispielen: es fehlt an der Arbeitslust und an der Arbeitsehrung unter denjenigen, welche sich Christen nennen. Wir sollten doch von unserem Heiland und seinen Aposteln lernen, alle nützliche Arbeit auch zu ehren und zu lieben. Unser Heiland hat das Handwerk seines Pflegevaters getrieben vor seinem prophetischen Auftreten, seine galiläischen Jünger haben ihren Lebensunterhalt durch das Gewerbe der Fischerei gewonnen, und sein Apostel Paulus hat neben seiner amtlichen Riesenarbeit noch sein Handwerk als Zelttuchwirker geübt.

Ich habe, liebe Christen, von vornherein erklärt, daß wir uns an diesem Orte nicht mit der eigentlichen volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Seite der „socialen Frage“ beschäftigen können und wollen. Es läge uns heute wohl nahe, über den sog. „Normal- oder Maximalarbeits-

tag“ zu reden, denn derselbe spielt in der „socialen Frage“ eine bedeutende Rolle. Es wird nämlich von seiten vieler Socialisten gefordert, daß eine tägliche Stundenzahl für die Beschäftigung der Arbeiter von der Regierung festgesetzt werde, über welche von den Arbeitgebern nicht hinausgegangen werden dürfe, und gegenwärtig wird als Maximalarbeitszeit meist die Zahl von acht Stunden verlangt. Das klingt nun ganz gut und gefällt vielen Arbeitern ausnehmend. Ob es aber allgemein durchführbar ist, das wissen wir nicht, und diese Frage geht uns auch im Gottesdienste nichts an. Wir könnten wohl anführen, daß uns der achtstündige Arbeitstag in der Landwirtschaft nicht anwendbar scheint, denn wir sehen, daß derselbe in den Zeiten, wo die Arbeit am meisten drängt, nicht selten das erwähnte Maß weit überschreitet. In der Landwirtschaft hängt die Ausdehnung der Arbeitszeit auch gar eng mit der Witterung zusammen, und diese zu bestimmen, liegt nicht in des Menschen Macht. So wird aber auch die Gewerbsthätigkeit von gar manchen Einflüssen bestimmt sein, welche sie berücksichtigen muß, und deshalb dürfte es auch in ihr schwer sein, eine bestimmte Arbeitsfrist ein für allemal festzusetzen. Doch lassen wir diese volkswirtschaftliche Angelegenheit hier auf sich beruhen, und kommen wir zu dem Gegenstand, der uns auch in diesem Gottesdienste, gleichwie in dem vorigen, beschäftigen soll. Wir sagen wiederum:

### Die sociale Frage ist eine Arbeitsfrage

und achten dabei auf folgende Punkte:

- I. die Arbeit muß abwechseln mit der Ruhe und
- II. die Arbeit muß verbunden sein mit dem Gebet.

I. Die Arbeit muß abwechseln mit der Ruhe. Das verlangt die Beschaffenheit der menschlichen Natur. Ein ununterbrochenes Arbeiten ist ihr unmöglich. Unsere Natur bedarf nach der Arbeit einer Erholung, um die verbrauchten Kräfte, sei es des Geistes, sei es des Körpers, wieder zu ersetzen. Wir können die Ruhe so wenig entbehren, wie die Speise und Nahrung, denn auch diese dient zum Ersatz der durch die Arbeit aufgezehrten Kräfte. Der Schöpfer hat die menschliche Natur von Anfang an so eingerichtet, daß sie zeitweilige Ruhe nötig hat. Selbst in ihrem ursprünglichen und unverkehrten Zustand würde sie der Ruhe benötigt gewesen sein nach der Beschäftigung. Durch die Verirrung der Menschen in die Sünde ist ihre Natur gewiß nicht stärker, sondern schwächer geworden. Das geht deutlich daraus hervor, daß das Menschenalter, das selbst noch in dem ersten Jahrtausend nach dem Sündenfall ein sehr hohes war, nach dem Zeugnis des Wortes Gottes, seitdem tief herabgesunken ist. Das Bedürfnis des Ausruhens nach angestrenzter Arbeit erstreckt sich auch auf die Tierwelt, wie wir insbesondere an unseren zur Arbeit gebrauchten Haustieren gewahren.

Zur Befriedigung dieses menschlichen Ruhebedürfnisses hat nun der Schöpfer vor allem die Nacht und den Schlaf eingerichtet und bestimmt. Wer den Tag über fleißig gearbeitet hat, sei's mit dem Geiste, sei's mit dem Körper, der — das erfahren wir alle, liebe Christen — empfindet am Abend diese göttliche Einrichtung als eine große Wohlthat und ist Gott herzlich dankbar dafür. Er sieht es deshalb auch als ein Unrecht an, wenn die Menschen aus Mutwillen die Nacht zum Tage machen. Das geschieht vielfach im Dienste des Vergnügens und der Lust. Wie viele Nächte werden im Wirtshause und Tanzsaale, auf



Bällen und bei Trinkgelagen oder sonstwie im gesellschaftlichen Leben durchschwärmt. Das ist eine Versündigung an der menschlichen Natur, welcher sich außerordentlich viele Menschen in den verschiedenen Ständen und Klassen der Gesellschaft, hoch und niedrig, reich und arm schuldig machen, vor der sich aber fromme Christen ernstlich hüten sollen.

Ebenso wie die nächtliche Ruhezeit zu Lustbarkeiten verwendet wird, so wird sie auch zur Arbeit gebraucht; und dies geschieht häufig ohne Noth von überfleißigen Leuten zu geistiger Arbeit, zuweilen, doch seltener zu körperlicher Beschäftigung. Meist ist es geistige Arbeit, die von Gelehrten zur Nachtzeit getrieben wird, weil sie die Stille der Nacht zum Studium ganz besonders geeignet erachten. Wenn solche Beschäftigung ohne Noth gepflegt wird, dann müssen wir sie als ungehörig verurtheilen, denn sie ist wider die Natur und dient zur Schwächung und frühzeitigen Abnutzung derselben. Ungestraft macht der Mensch die Nacht nicht zum Tage. Seine Gesundheit und sein Wohlbefinden muß darunter noth leiden. Man erzählt von einzelnen fleißigen Menschen, daß sie sogar den Versuch gemacht hätten, sich der Arbeit wegen den Schlaf ganz abzugewöhnen. So von dem König von Preußen, Friedrich dem Großen, der jedoch nur bis zur dritten Nachtwache gekommen und dann, von Ermattung überwältigt, eingeschlafen sei. Solche Erfahrungen sollen uns, liebe Christen, die wir in allen Stücken uns nach Gottes Willen richten wollen, ein Fingerzeig sein für unser Verhalten in betreff der Arbeit und Ruhe!

Giebt es aber nicht auch eine notwendige Nacharbeit? Allerdings, und zwar hat es diese von jeher gegeben. Damit die anderen sich ungestört der Ruhe hingeben können, müssen einzelne wachen. Damit die Kranken ord-

nungsgemäß verpflegt werden, müssen Pfleger und Pflegerinnen auf den Schlaf verzichten. Und in Folge der fortschreitenden Civilisation und sich immer weiter entwickelnden Kultur der Menschheit sind Nachtwachen und Nachtarbeit erst recht nötig, ja zu einem unabweislichen Bedürfnis geworden. Das erfahren diejenigen, welche im Eisenbahn- und Postdienst beschäftigt sind und viele, welche sich der Gewerthätigkeit gewidmet haben, denn Handel, Verkehr und Industrie erfordern Nachtdienst. Sie rauben den darin beschäftigten Personen vielfach die von der Natur erforderte, von dem Schöpfer angeordnete Nachtruhe. Das kann man beklagen, aber nicht ändern. Es ist ein socialer Mißstand neben vielen anderen. Aus diesem unvermeidlichen Mißstand erwachsen aber sowohl den Arbeitern, wie den Arbeitgebern wichtige Pflichten. Bist du durch deinen Beruf gezwungen, die Nacht zuweilen zum Tage zu machen, so versäume es nicht, im Gegensatz hierzu, auch den Tag zur Nacht zu machen in Hinsicht auf die Ruhe, die du nicht entbehren kannst, wenn du nicht leiblichen und geistigen Schaden nehmen willst. Und du, Arbeitgeber, mißbrauche nicht die Arbeitskraft deiner Arbeiter, Diener, Beamten, indem du ihnen unnötiger- oder übertriebenerweise Nachtarbeit aufbürdest, die vermieden werden kann, wenn du eine größere Anzahl Leute in deine Dienste nimmst und aus Mitgefühl mit deinen Mitmenschen den dadurch entstehenden Mehraufwand an Kosten nicht scheuest.

Indessen, liebe Christen, die Natureinrichtung der Nachtruhe hat dem gütigen und allweisen Gott für seine Menschenkinder noch nicht genügt, er hat noch eine andere Ruhezeit für dieselben angeordnet, indem er einen Ruhetag nach sechs Arbeitstagen für sie stiftete. Diese Einrichtung Gottes muß von den Menschen dankbar anerkannt und

respektiert und befolgt werden, wenn es mit ihnen gut gehen soll; und nur zu ihrem Schaden und Nachteil geschieht es, wenn sie diese Gottesordnung mißachten und verletzen. Für die Zeit des Alten Bundes hatte Gott den letzten Tag der Woche zum Sabbath bestimmt. Die Christenheit hat gleich bei ihrer Entstehung den ersten Wochentag zum Ruhetag angenommen, weil derselbe der Tag der Auferstehung ihres Herrn und der Tag der Stiftung der Kirche durch die Ausgießung des Hl. Geistes war. Für diesen Tag gilt das, was Gott bei der uranfänglichen Stiftung desselben bestimmt hatte. Er soll sein: ein Ruhetag, ein heiliger Tag, ein Segenstag, denn er selbst ruhete am ersten Sabbathtage der Erde und heiligte und segnete ihn. Aber in jeder dieser drei Beziehungen hat ihn leider die Christenheit vielfach entweiht, und mehr noch als in manchen anderen Ländern und unter anderen Völkern ist dies leider von unserem deutschen Vaterland zu sagen. Andere evangelische Völker, wie die Engländer und Nordamerikaner, haben dieser Gottesstiftung einen viel strengeren Gehorsam bewiesen, und das hat ihnen Gott dadurch gelohnt, daß er ihre Wochenarbeit mit besonderem Reichthum gesegnet hat. Niemals soll auch die Christenheit von der gottgeordneten Siebenzahl der Wochentage abgehen, denn der Schöpfer hat gewußt, was den Menschen not that, als er den siebenten Tag zum Ruhetag machte. Daß ein eigenwilliges und eigenmächtiges Abgehen von dieser Bestimmung nicht wohl gethan ist, das hat das französische Volk erfahren, als es in seiner Revolution vor hundert Jahren die Woche zu einer Dekade und den zehnten Tag zum Feiertag machte. Es sah sich genöthigt, sehr bald von dieser vorwitzigen Aenderung zur ursprünglichen Einrichtung zurückzukehren.

Wie notwendig für die Menschen und ihr geistiges und körperliches Wohlbefinden die Sonntagsfeier ist, das ist in der letzten Zeit auch in unserem Vaterland wieder deutlicher erkannt worden, und in dieser Hinsicht verdient das Vorgehen der socialdemokratischen Partei Anerkennung. Aber freilich ist sie bei ihrer religionsfeindlichen Richtung nicht im stande, die volle und wichtigste Bedeutung des Sonntags zu verstehen und zu würdigen. Ihr ist es nur um die Ruhe von der Wochenarbeit zu thun. Eine Heiligung des Sonntags ist ihr fremd. Uns jedoch, liebe Christen, muß es vor allem darum zu thun sein, daß wir den Tag des Herrn zur Sorge für und zur Arbeit an unseren Seelen gebrauchen. Darauf weist uns schon der Katechismus hin, wenn er das dritte Gebot mit den Worten erklärt: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort gern hören und lernen. Das ist und bleibt die Hauptsache für den Sonntag, und dazu ist allerdings die Sonntagsruhe unentbehrliche Vorbedingung. Davon hängt dann auch die Erlangung des Segens ab, den der Stifter des Sabbath's auf die Beachtung seiner Stiftung gelegt hat. Vorher gedachten wir des irdischen Segens, an dem es Gott nicht fehlen läßt bei denjenigen, welche den Feiertag nach seinem Willen halten, d. h. zum Heil ihrer Seelen verwenden. Der hauptsächlichste Segen ist jedoch der geistliche, und er besteht darin, daß wir das Heil unserer Seelen gewinnen, ein Segen, der aus der Zeit in die Ewigkeit reicht. Der fromme König Friedrich Wilhelm III. von Preußen pflegte zu sagen: Der Sonntag macht die Woche. Das ist ein treffender Ausspruch. Wie ihr, liebe Christen, den Tag des Herrn begeht, so gestaltet sich auch euer Leben während der Woche. Deshalb steht auch dieser Tag hochbedeutsam am Anfang der Woche.

Begeht ihr ihn in weltlicher Weise, dann ist auch euer Sinn während der Woche aufs Weltliche gerichtet. Feiert ihr ihn dagegen in geistlicher Weise, dann bleibt euch dieser Sinn auch während der Wochenthätigkeit. O, wie wird der Herrntag von den Menschen, die sich Christen nennen, mißbraucht und entheiligt! Machen sie ihn nicht vielfach zum eigentlichen Sündentag und damit aus einem Segenstag zu einem Tag des Fluchs für sich? O laßt uns die Bedeutung des Sonntags erkennen, ihn gewissenhaft heiligen und danach streben, daß er zu seinem Rechte komme, den Menschen zu Nutz und Frommen! Laßt uns nie vergessen das Gottesgebot, das uns unser Text vorhält mit den Worten: „sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tag ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk thun . . ., denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht . . . und ruhete am siebenten Tage; darum segnete der Herr den Sabbathtag und heiligte ihn.“ Ja, laßt uns daran festhalten, daß die Arbeit abwechseln muß mit der Ruhe!

II. Die Arbeit muß verbunden sein mit dem Gebet. So nötig wie die Ruhe nach angestrenzter Arbeit ist auch das Beten. Das haben die frommen Christen von jeher erkannt, und dieser Erkenntnis verdankt das euch allen, liebe Christen, wohl bekannte Sprüchwort seine Entstehung: Bet' und arbeit', so hilft Gott allezeit! Das Wort des weltlichen Dichters sagt: wenn heitere Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort! Das ist ja wohl auch wahr. Aber besser ist's doch und fruchtbringender, vor, bei und nach der Arbeit zu flehen: der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern! (Ps. 90, 17)

und ohne Unterlaß zu beherzigen, was ein anderer Psalm-  
dichter ausdrückt in den Worten: wo der Herr nicht das  
Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen; ... es  
ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet und hernach lange sitzet  
und esset euer Brot mit Sorgen, denn seinen Freunden giebt  
er es schlafend! (Psalm 127, 1—2.) Merket wohl, liebe  
Christen: „seinen Freunden“. Freunde Gottes sind aber  
diejenigen, welche das Beten üben und pflegen. Nun ist  
es bei diesen zwar auch nicht Regel, daß sie die irdischen  
Güter im Nichtsthun zugeteilt bekommen und der Arbeit  
überhoben sind. Nein, sie müssen arbeiten neben ihrem Beten.  
Dann, wenn sie das beides thun, brauchen sie aber auch  
nicht zu sorgen. Es ist ein Höherer, der für sie sorgt. Er  
giebt ihnen, was sie brauchen, ohne ihr Sorgen und Krämen,  
wie es im Liede heißt: mit Sorgen und mit Krämen und  
mit selbstteigner Pein läßt Gott sich gar nichts nehmen, es  
muß erbeten sein. Ueber Nacht kommt solchen der Segen  
Gottes, ohne daß sie das „Wie“ wissen, wie dem Adam das  
Weib und dem jungen Salomo neben Weisheit noch Reich-  
tum, Ehre und langes Leben im Schläfe geschenkt ward  
(1 Mos. 2, 21 ff.; 1 Kön. 3, 5 ff.). Hier gilt das Liedeswort:  
Nichts ist es spät und frühe um alle meine Mühe, mein  
Sorgen ist umsonst: er mag's mit meinen Sachen nach  
seinem Willen machen, ich stell's in seine Vatergunst! und  
das andere: Ach, Hüter unsers Lebens, fürwahr, es ist ver-  
gebens um unser Thun und Machen, wo nicht dein' Augen  
wachen! Drei „f“ gehören Gott zu, sagt ein altes Sprüch-  
wort: sorgen, segnen, seligmachen. Das will nun freilich  
dem Unglauben nicht zu Sinn. Wer ohne Gott in dieser  
Welt lebt, der meint natürlich auch das Beten entbehren zu  
können und alles mit seinem Arbeiten fertigbringen zu müssen.  
Einem solchen ist alles, was ich seither gesagt habe, eine

Thorheit, und es ist ja auch nicht zu leugnen, daß die Menschen ohne Gebet vieles in Wissenschaft, Kunst, Industrie und Handel fertig und es nicht selten zu Reichtum und Macht und Ehre bringen. Allein das letztere ereignet sich auch häufig, ohne daß sie sich mit der Arbeit anstrengen. Viel häufiger geschieht es, daß müheloses Börsenspiel Vermögen erwirbt, als angestrengte Arbeit. Ja, es ist nicht anders: Gott läßt es gar manchmal auch seinen Feinden, denen, welche nichts nach ihm fragen und sich nicht um ihn bekümmern, gewissermaßen im Schlafe zufallen. Das ist dieselbe befremdliche Erscheinung, wie die, daß die Gottentfremdeten oft im Glücke schwelgen, während die Gottesfürchtigen Kreuzträger sind. Das hat schon manchem schwere Bedenken gemacht, und darüber wäre selbst der glaubensstarke Psalmdichter Assaph schier gestrauchelt, wie er uns in Ps. 73 offenbart. Wir stehen hier vor einem Geheimnis der göttlichen Weltregierung. Gott läßt sich eben nicht in sein Regiment schauen. Uns aber, liebe Christen, geziemt es, daran festzuhalten, daß unser Gott in unerforschlicher Weisheit und unergründlicher Güte die Welt und die Geschicke der Menschen regiert, und daß wir Menschen seine beiden Gebote zu erfüllen verpflichtet sind: das des Arbeitens und das des Betens. Bleiben wir dabei: zum Beten und Fleißigsein giebt Gott Segen und Gedeihen! und treiben wir beides: Arbeiten und Beten, mit gleichem Fleiß und Eifer! Wir werden es in Zeit und Ewigkeit nicht zu bereuen haben.

So verlangt es auch unser lieber Heiland von seinen Anhängern, denn er legt ihnen im Vaterunsergebet die vierte Bitte in den Mund: unser täglich Brot gieb uns heute! Und was wir vom Beten zu erwarten haben, das giebt er uns deutlich zu verstehen in seinen Speisungswundern. Unter seinem Gebetsflehen vermehrt sich die Nah-

rung in wunderbarster Weise. So kann und will der allmächtige Gott das tägliche Brot auf unser Beten uns nicht nur geben, sondern auch segnen. Das kann er, auch ohne sich seiner Wunderkraft zu bedienen, schon durch seine im Lauf der Natur sich kundgebende Vorsehung. Es muß und wird sich allezeit bei den frommen Jüngern des Heilands das wiederholen, was seine ersten Jünger einst auf die Frage ihres Meisters: so oft ich euch ausgesandt habe, . . . habt ihr je Mangel gehabt? bekanneten: Herr, nie keinen (Luk. 22, 35)! Wir dürfen mit aller Sicherheit darauf rechnen, daß der Gott, der alles in seiner allmächtigen Hand hat, allezeit an seinen Getreuen das in Erfüllung gehen lassen will und wird, was der Psalmdichter ausspricht in den Worten: ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen (Psaln 37, 25), und in den anderen: fürchtet den Herrn, ihr, seine Heiligen, denn die ihn fürchten, haben keinen Mangel; Reiche müssen darben und hungern, aber die den Herrn fürchten, haben keinen Mangel an irgend einem Gut (Psaln 34, 10—11). Nicht auf Reichthum und Ueberfluß dürfen sie rechnen, denn dafür hat Gott keine Verheißung gegeben, aber an dem, was sie zu einem menschenwürdigen Dasein brauchen, werden sie keinen Mangel haben, wenn sie ihre Schuldigkeit thun mit Arbeiten und es begleiten mit Beten.

Ich weiß es wohl, liebe Christen, was ihr mir entgegenhalten werdet. Viele, die heutzutage wirklich ernstlich nach Arbeit suchen und streben, finden keine und damit auch kein Verdienst und sehen sich insofgedessen dem Mangel am Notwendigsten dermaßen ausgesetzt, daß sie zum Betteln schreiten müssen. Dieser sociale Mißstand hat seine Ursache einestheils in der Erfindung und fortwährend vermehrten



Anwendung der Maschinen, welche die Arbeit der Menschenhand ersetzen, und andernteils in der stets wachsenden Steigerung der industriellen Thätigkeit und in den sogenannten Krisen, welchen dieselbe unterworfen ist. Da tritt bald eine Ueberproduktion in einem Handelsgegenstand ein, oder es bricht ein Bankrott in einem geschäftlichen Unternehmen ein, oder es wird eine Fabrik von einer Feuersbrunst vernichtet, und die Folge dieser Vorgänge ist, daß auf einmal eine große Anzahl Menschen arbeits-, verdienst- und brotlos werden. So entstehen verhängnisvolle sociale Notstände und viele Menschen geraten unversehens in Mangel, weil sie auf ihren täglichen Verdienst angewiesen sind. Ich leugne das nicht, aber ich möchte doch die einzelnen dieser Notleidenden fragen: liebe Brüder und Schwestern, habt ihr denn nicht etwa über eurer Arbeit das Beten vergessen; habt ihr nicht etwa das, worauf die Gebetsfreudigkeit beruht und woraus sie entspringt und womit sie erstirbt, das Gottvertrauen, weggeworfen, von dem das Gotteswort sagt, daß es eine große Belohnung habe? Merkt es wohl, liebe Christen: nur dem, der arbeitet oder arbeiten will und dabei am gläubigen Gebet bleibt, gelten die Hilfszusicherungen Gottes; nur dem wird es an Arbeit, Verdienst und Brot nicht mangeln. Und wenn er durch Krankheit, Unfall, Altersschwäche nicht arbeiten kann, so wird es ihm der himmlische Vater an der genügenden Versorgung, sei's durch die Wohlfahrtseinrichtungen des Staates, der Gemeinde, des Arbeitgebers, sei's durch die Unterstützungen seiner Mitmenschen nicht fehlen lassen.

Ihr erkennt aus all dem, liebe Christen, wie sehr wir neben der fleißigen Arbeit das Gebet bedürfen, wenn wir darauf rechnen wollen, daß es uns wohl gehe in diesem Erdenleben. Daß dazu auch die Genügsamkeit und

Zufriedenheit kommen muß, das soll auch nicht verschwiegen werden, denn ihr Gegenteil, die Ungenügsamkeit und Unzufriedenheit, verhindern das Beten und verleiden dem Menschen das Arbeiten. Und noch mehr gehört zum Beten. Wer vertrauensvoll beten soll, muß einen versöhnten Gott haben, zu dem er einen freien Zugang hat. Den haben wir aber nur durch unseren Heiland, Jesus Christus, den einzigen Mittler zwischen dem heiligen Gott und den sündigen Menschen. Und er wird dein und mein Mittler, lieber Christ, dadurch, daß wir uns ihm im bußfertigen Glauben ergeben.

Darum laßt uns, liebe Christen, arbeiten im Gehorsam gegen Gottes Gebot und beten im Glauben an unseren Heiland, im Namen Jesu! Amen.

# Dritte Predigt

über

1 Tim. 5, 18 (Lk. 10, 7).

„Es spricht die Schrift: du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden! und: ein Arbeiter ist seines Lohnes wert!“

---

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! In den vorhergehenden Predigten haben wir das Thema behandelt: die sociale Frage ist eine Arbeitsfrage. Wir haben über die Arbeit geredet und erwogen, sowohl daß dieselbe notwendig und heilsam ist, als auch daß sie mit der Ruhe abwechseln und mit dem Gebet verbunden sein muß. Das ist die religiös-sittliche Seite dieses Gegenstands und diese ist für uns im Gottesdienste allerdings sehr beachtenswert. Ob die Arbeit in Gewerbe und Landwirtschaft Einzelbetrieb oder Gesamtbetrieb sein soll, ob sie, wie die wissenschaftlichen Ausdrücke dafür lauten, individualistisch oder kollektivistisch verrichtet werden soll, das ist die volkswirtschaftliche Seite dieser Sache und diese Seite geht uns im Gottesdienst nichts an. Heute heißt uns nun unser Schriftabschnitt über den Lohn reden. Aber auch bei diesem Punkte machen wir wieder dieselbe Unterscheidung zwischen der volkswirtschaftlichen und religiös-sittlichen Seite dieses Gegenstands. Ja, die Lohnangelegenheit hat auch ihre

nationalökonomische Seite, aber es liegt uns fern, an dieser Stätte Untersuchungen darüber anzustellen, ob der Arbeitslohn in der seitherigen Form und Gestalt für die Zukunft fortbestehen, oder ob derselbe gänzlich beseitigt und abgeschafft und an seine Stelle der Anteil am vollen Ertrag und Gewinn der Arbeit treten soll. Bei dem von den demokratischen Socialisten geplanten Gesamtbetrieb soll sich nämlich die Sache so gestalten, daß jedes arbeitsfähige Glied der Gesellschaft auch zur Arbeit Hand anlegen muß, und zwar auf dem Posten, an den es von der Oberleitung gestellt wird. Für ihre Arbeit empfangen die Arbeiter keinen eigentlichen Lohn mehr, sondern was durch die Gesamthätigkeit erworben wird, das wird nach Abzug der Betriebskosten an die einzelnen gleichmäßig verteilt. Von dieser Einrichtung versprechen sie sich eine reiche Arbeitsvergütung, die nicht allein jedem einzelnen eine menschenwürdige Lebenshaltung ermöglicht, sondern ihm auch erlaubt, etwas für die Verschönerung seiner Häuslichkeit zu verwenden.

Wir werden uns in unserer Predigt nicht darauf einlassen, Nachforschungen anzustellen über die Höhe des Arbeitslohnes, solange derselbe mit der gegenwärtigen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung noch besteht, und insbesondere über die Frage, ob ein Minimallohn gesetzlich festgestellt werden müsse und könne. Darunter verstehen nämlich die Socialisten dies, daß die Arbeitgeber mit der Löhnung ihrer Arbeiter nicht unter diesen Betrag herabgehen, sondern denselben nur überschreiten dürfen.

Diese Fragen hängen aufs engste zusammen mit den von den bekannten Socialisten Lasalle und Marx aufgestellten Theorien oder Lehren über das sog. „eiserne Lohngesetz“ und über die „Ermittelung und Bestimmung des Wertes“. Seither wurde sowohl der Arbeitslohn als auch der Waren-

wert bestimmt nach dem Angebot und der Nachfrage auf dem Markt des Handels und Verkehrs. Wenn viele Arbeiter sich anbieten, dann sinkt ihr Lohn, und dies um so mehr, wenn wenig Nachfrage nach der Ware stattfindet. Bieten sich dagegen wenig Arbeiter an und herrscht starke Nachfrage nach der Ware, dann steigt der Arbeitslohn. Da wird denn behauptet, unter diesen Verhältnissen bleibe der Arbeitslohn stets auf das geringste Maß beschränkt, er bleibe fortwährend ein Hungerlohn. Deshalb müsse das seitherige Lohnsystem über den Haufen geworfen, der Wert der Ware gemäß der auf die Anfertigung derselben verwendeten Zeitdauer, d. h. gemäß der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit oder der Zeit, welche unter den herrschenden Verhältnissen durchschnittlich zur Herstellung einer Ware gebraucht wird, berechnet, und dementsprechend der Arbeiter gelohnt, d. h. nach Abschaffung des Geldes durch ein Certifikat oder einen Ausweis über geleistete Arbeitszeit, gegen welchen er seine Lebensbedürfnisse aus den Staatsmagazinen beziehen kann, vergütet werden. Es ist gewiß nicht unsere Aufgabe, auf diese technische Seite der Lohn- und Wertfrage uns einzulassen. Dazu haben wir, ihr und ich, weder den Beruf noch die nötigen Kenntnisse. Auch würde dadurch der Zweck des Gottesdienstes und der Predigt gerade so verfehlt und zu nichte gemacht, wie dies in der Zeit der Herrschaft des Vernunftglaubens und der Aufklärung geschah durch die Predigten, die damals Belehrungen über alle möglichen gemeinnützigen Gegenstände brachten, nur nicht über die allergeeignenste Sache, über das teuerwerthe, seligmachende Evangelium von unserer Erlösung durch Jesum Christum, unseren Heiland. Achten wir vielmehr auf die religiös-sittliche Seite unseres Gegenstandes, indem wir unseren Hauptsatz

### die sociale Frage ist eine Lohnfrage

in die zwei Behauptungen zerlegen:

- I. die Arbeit ist eine sittliche That, geschieht aber wegen der irdischen Existenz um Lohn, und
- II. der Lohn muß eine menschenwürdige Lebenshaltung ermöglichen.

I. Die Arbeit ist eine sittliche That. Das haben wir bisher erkannt und betont. Es hat das seinen Grund darin, daß sie ein Gebot Gottes ist. Diesem göttlichen Gebot sind aber alle Menschen unterworfen. Darum darf sich kein Mensch, er sei reich oder arm, vornehmen oder geringen Standes, der Arbeit, geschehe sie nun mit dem Körper oder Geist, entziehen, wenn er nicht dem Strafgericht Gottes anheimfallen will. Wer arbeitet, sei es körperlich oder geistig, der darf versichert sein, daß er eine sittliche, d. i. gottwohlgefällige That verrichtet, vorausgesetzt natürlich, daß es eine Arbeit ist, welche dem einzelnen, wie der Gesamtheit zum Wohl gereicht, daß es eine ehrbare und nützliche Arbeit ist. Wir dürfen es uns nicht verhehlen, liebe Christen, daß es auch andere, und mitunter recht beschwerliche und mühsame Verrichtungen giebt, denen diese Anerkennung nicht gezollt werden kann. Denkt an das, was zum bloßen Ergötzen, zur Erheiterung der Menschen im Dienste der Augen- und oft auch Fleischeslust alles geleistet wird von sog. Künstlern, welche ihre oft staunenswerte Geschicklichkeit zu Pferd, auf dem Seil und in sonstiger mannigfachster Weise zum besten geben. Unzweifelhaft ist die rechte Kunst, wie die Malerei, Bildhauerei, Musik, Baukunst, Dichtkunst, eine achtbare und nützliche Leistung, denn wenn sie in der rechten Weise betrieben wird,

dient sie zur Beredlung der menschlichen Gesinnung und zur Erhebung über das mit dem Erdenleben unzertrennlich verknüpfte Elend. Allerdings können wir nicht übersehen, daß auch die rechte Kunst vielfach mißbraucht und, während sie zum Segen dienen sollte, zum sittlichen und religiösen Schaden der Menschen verwandt wird. Welch schamlose Bilder liefert oft die Malerei und Bildhauerei, welche leichtfertigen und die sinnlichen Leidenschaften reizenden Leistungen erlaubt sich nicht selten die Dichtkunst und Musik! Das ist tief zu beklagen und ernstlich zu verurtheilen und zu verabscheuen. Aber bei all diesem Mißbrauche bleiben diese Zweige der menschlichen Thätigkeit doch wahre Kunst, und können, recht angewandt, reichen Segen stiften. Deshalb ziehen wir diese rechte Kunst auch in den Dienst Gottes und verwenden sie zum Gottesdienste. Wir schmücken durch die Baukunst und mit den Erzeugnissen der Bildhauerei und Malerei unsere Gotteshäuser und verwenden die religiöse Dichtkunst und Musik zur Erhebung unserer Andacht und zur Förderung unserer Erbauung. Dagegen können wir solche Geschicklichkeiten, wie ich sie vorhin gekennzeichnet habe, zur wahren Kunst nicht rechnen, sie verdienen diesen Namen nicht. Und wenn diese sog. Künste nun gar mit Verletzung der Schamhaftigkeit und guten Sitte verknüpft oder auch mit Lebensgefahr verbunden sind, dann sind sie in den Augen des Christen ganz und gar verwerflich. Mit Recht nennt der Volksmund solche Berrichtungen „brotlose Künste“. So verdienen sie zu heißen, trotzdem sie nicht selten reichlich und überreichlich bezahlt werden, oft viel reichlicher, als die wirkliche Kunst und nützliche Arbeit, denn mit dieser Bezeichnung will der Volksmund zu erkennen geben, daß sie gar keine Belohnung verdienen. Wie hat sich aber der Sinn der Menschen verkehrt, daß sie Geschicklichkeiten, welche

gar keinen reellen Nutzen schaffen, sondern nur der sinnlichen Ergözung fröhnen, preisen und ehren und verschwenderisch lohnen, während sie die redliche, im Schweiß des Angesichts vollbrachte, nutzbringende, dem Wohl der Menschen dienende Arbeit oft gering schätzen und karglich lohnen. Nehmen wir, liebe Christen, an dieser Verkehrtheit keinen Anteil und machen wir uns des Unrechts nicht schuldig, daß mit Verkenntung der nützlichen Arbeit begangen wird!

Wir haben von dem Mißbrauch der guten Kunst, wie auch von der fälschlich sogenannten Kunst geredet. Was sagt ihr aber dazu, liebe Christen, daß es auch eine Arbeit giebt, welche direkt im Dienste der Sünde steht und deshalb selbst geradezu Sünde ist? Ich denke dabei zunächst nicht an die Sonntagsarbeit, denn sie kann denjenigen, welche nicht im christlichen Glauben und Leben stehen, nicht als Sünde angerechnet werden, und diejenigen, welche die Bedeutung des Ruhetages für ihr Seelenheil verstehen, werden den Tag des Herrn nicht durch Arbeit entweihen. Ich könnte, wenn ich von Arbeit im Dienst der Sünde rede, erwähnen, daß es im christlichen England Fabriken gegeben hat oder noch giebt, in welchen für die heidnischen Hindus Götzenbilder fabriziert werden. Aber das ist etwas so Absonderliches, daß wir alsbald über dessen Verwerflichkeit einig sind. Wir sind es ebenso darüber, wenn der überseeische Handel den Chinesen Opium und den Afrikanern Branntwein verkauft. Ich denke vielmehr bei der Sündenarbeit an die um schnüden Gewinnes willen geübte Verfälschung von Waren, namentlich von Nahrungsmitteln. Dieselbe wird mit einer so entsetzlichen Gewissenlosigkeit betrieben, daß dabei nicht allein mit dem Geldbeutel, sondern auch mit der Gesundheit und dem Leben der Mitmenschen ein frevelhaftes Spiel getrieben wird. Ich denke



endlich an die gewerbsmäßige Herstellung und Fabrikation von solchen Gegenständen, welche geradezu dem Verbrechen und dem Laster dienen. Daß sich der Christ an solcher Arbeit nicht beteiligen darf, weder als Unternehmer noch als Arbeiter, nicht wahr, liebe Christen, das seht ihr ein? Solcherlei Arbeit mag noch so gewinnbringend sein, sie ist durchaus verabscheuungswürdig und verdient gewiß keinen Lohn.

Die rechte Arbeit ist allgemeine Menschenpflicht. Der englische Admiral Nelson gab vor der Seeschlacht bei Trafalgar den Befehl an seine Mannschaft aus: England erwartet, daß jedermann seine Pflicht thue! So muß die Menschheit von ihren einzelnen Gliedern die Erwartung hegen, daß sie sämtlich, soweit sie es vermögen, ihre Pflicht thun. Der Lohn für die Arbeit liegt eigentlich schon in ihrer Ausführung, in der Pflichterfüllung. Deshalb lehnt der Pflichtgetreue auch allen öffentlichen Ruhm ab. Als einige Geistliche den Präsidenten der nordamerikanischen Union, Abraham Lincoln, in einer Audienz wegen seiner Verdienste um den Staat priesen, entgegnete er: ich habe nicht mehr gethan, als was wir alle thun müssen, meine Pflicht! Der Arbeitschene und Müßiggänger wird, wenn er sein Gewissen nicht abgestumpft hat, sich nie innerlich befriedigt, sondern stets beunruhigt fühlen, während der Fleißige in seiner Thätigkeit glücklich ist. Die innere Befriedigung, welche gewissenhafte Pflichterfüllung erzeugt, ist ohne Zweifel der edelste Lohn der Arbeit. Aber der Mensch kann allerdings von demselben nicht leben. Um der irdischen Existenz willen bedarf der Arbeiter noch einer besonderen Vergütung, welche als Besoldung, Gehalt oder Lohn bezeichnet wird. Während in früheren Zeiten, in welchen das Geld noch keine so große

Rolle spielte, wie heutzutage, der Lohn vielfach in Naturalien entrichtet wurde, so geschieht dies jetzt fast ganz allgemein in barem Gelde. Niemanden kann zugemutet werden und von niemanden kann verlangt werden, daß er ohne Lohn seine Arbeit verrichte, wenn er nicht etwa aus freien Stücken auf denselben verzichtet. „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert!“ sagt das Wort Gottes, das ich an die Spitze dieser Predigt gestellt habe. Und zwar darf eine Lohn-Entziehung oder Vorenthaltung um so weniger geschehen, je mehr ein Arbeiter seines Lohnes bedürftig und zu seinem Lebensunterhalt auf denselben angewiesen ist. Darum schärft das Wort Gottes den Arbeitgebern so nachdrücklich ihre Pflicht ein, ihre Arbeiter richtig und pünktlich auszulohnen. Schon unter dem Alten Bunde gebot Gott: du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorenthalten . . . , sondern sollst ihm seinen Lohn des Tages geben, daß die Sonne nicht darüber untergehe, denn er ist dürftig und erhält seine Seele damit, auf daß er nicht wider dich den Herrn anrufe und es dir Sünde sei (5 Mos. 24, 14—15), oder: du sollst deinem Nächsten nicht Unrecht thun, noch ihn berauben; es soll des Tagelöhners Lohn nicht bei dir bleiben bis an den Morgen! (3 Mos. 19, 13.) Gott ruft dem Volke zu durch den Mund des Propheten: wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet und seine Gemächer mit Unrecht, der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt und giebt ihm seinen Lohn nicht! (Jer. 22, 13.) Ja, der weise Jesus Sirach fällt sogar das scharfe Urtheil: wer dem Arbeiter seinen Lohn nicht giebt, der ist ein Bluthund! (34, 27.) Und im Neuen Bunde ergeht an die Christen die ernste Vorstellung: siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, der von euch abgebrochen ist, der schreiet, und das Rufen der Ernter ist kommen vor die Ohren des

Herrn Zebaoth! (Jak. 5, 4.) Sie ist an diejenigen gerichtet, welchen der Vorwurf gilt: ihr habt wohlgelebt auf Erden und euere Wollust gehabt und euere Herzen gewaidet auf den Schlacht-(Gerichts-)Tag! (Jak. 5, 5.)

O, liebe Christen, laßt uns zu Herzen nehmen, was unser Texteswort uns sagt: „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.“ Das schreibt nicht nur der Apostel, das selbe hat auch unser Heiland gesagt, dem es der Apostel nachspricht (Luk. 10, 7). Aus all dem, was das Wort Gottes den Arbeitgebern vorhält, geht deutlich hervor, welchen Anteil der gütige himmlische Vater an dem Los derjenigen nimmt, die um Lohn arbeiten müssen. Er kündigt denen, welche die Arbeitskraft ihrer Mitmenschen aus Gewinnsucht und Eigennuß mißbrauchen und ungeseklich ausbeuten, seinen Zorn und sein Gericht an. Prüfet euch angesichts solcher Mahnungen und Drohungen, ihr Arbeitgeber, wie ihr es haltet mit denjenigen eurerer Brüder und Schwestern, welche in eurem Dienste, in eurer Arbeit stehen. Sie müssen für euch arbeiten und euch dienen, um dadurch ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Sie würden es nicht thun, wenn sie es nicht nötig hätten. Bedenket das und laßt euch die Sorge um das zeitliche Wohl eurerer Arbeiter auf das Gewissen gebunden sein! Beherziget, was euch Gottes Wort zuruft: ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten (eueren Bediensteten und Arbeitern) und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt! (Kol. 4, 1.)

II. Wir haben erkannt, daß die Arbeit um der irdischen Existenz willen für Lohn geschieht. Wir schreiten nun weiter, liebe Christen, zu der Behauptung: der Lohn muß so sein, daß er ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht. Das scheint einleuchtend zu sein, aber die Verwirklichung dieser gerechten Forderung scheidert vielfach,

und zwar theils an der Selbstsucht und Habsucht der Arbeitgeber, theils auch an der Ungunst der Umstände, und das ist betrübend. Wir dürfen und wollen uns zwar hier nicht in Erörterungen einlassen darüber, wie hoch der Arbeitslohn bemessen werden müsse und ob ein sog. Minimallohn festgesetzt werden könne. Das ist die Aufgabe der Nationalökonomien. Wir müssen nur darauf beharren, daß es allgemeine Pflicht ist, für den Arbeitslohn eine Höhe anzustreben, die ein menschenwürdiges Dasein ermöglicht. Ein alter Ausspruch sagt: der Mensch bedarf vier Pfennige, nämlich 1) einen Zehrpennig, davon er Nahrung, Kleidung, kurz den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen bestreiten und seinen Kindern eine ordentliche Erziehung gewähren, 2) einen Ehrenpfennig für besondere Gelegenheiten, davon er außergewöhnliche Ausgaben etwa für Feste und zu Geschenken bestreiten, 3) einen Gottespfennig, davon er Wohlthätigkeit üben und auch für die Kirche und den Gottesdienst etwas leisten, und 4) einen Not- oder Sparpfennig, den er für etwaige Zeiten des Mangels und Unglücks zurücklegen kann. Ja, so sollte es sein, liebe Christen, aber es fehlt viel daran, daß es so ist.

Es ist aber ein socialer Zustand, der erstrebt werden muß. Damit er verwirklicht werde, ist es vor allem nötig, daß die Arbeitgeber aus Geiz nicht zu karg sind mit Bemessung des Arbeitslohnes. Sie müssen mehr bedacht sein auf das Wohlergehen ihrer Arbeiter und Bediensteten, als auf ihr eigenes Wohlleben. Wie weit sie in Erteilung des Lohnes gehen können, das müssen sie freilich selbst bestimmen, und diese Bestimmung ist abhängig von mancherlei Umständen, die berücksichtigt werden müssen, wenn nicht das Geschäft darunter not leiden und dadurch das Uebel für den Arbeiter verschlimmert werden soll. Es

ist sehr anzuerkennen, daß von den Arbeitgebern, namentlich von den Groß-Industriellen in der letzten Zeit recht viel zum Besten der Arbeiter gethan wird. Es sind sehr heilsame Wohlfahrtseinrichtungen, welche sie zur Ausführung gebracht haben. Sie haben Konsumvereine gestiftet, durch welche es den Arbeitern möglich gemacht ist, die Waren für ihre Lebensbedürfnisse gut und billig zu kaufen. Ebenso haben sie die geistige Ausbildung ihrer Arbeiter im Auge behalten und Bibliotheken und Lesesäle für dieselben errichtet. Ganz besonders hervorzuheben ist ihr Bestreben, ihren Arbeitern geeignete Wohnungen zu verschaffen, denn die Wohnungsnot ist vielfach groß und allgemein sittengefährlich. Sie bauen deshalb Häuser für dieselben, welche ihnen um billigen Mietzins und mit Gelegenheit, durch allmähliche Abzahlung der Baukosten sie zu ihrem Eigentum zu erwerben, überlassen werden. Möge Gott es den Unternehmern lohnen, was sie in dieser Hinsicht zum Wohle der Arbeiter ins Leben rufen! Mögen diejenigen, welche darin mit gutem Beispiel vorangegangen sind, viele ebenso humane und opferwillige Nachfolger unter ihren Genossen finden!

Sie seien indessen daran erinnert, daß es nicht nur ihre Pflicht ist, das leibliche und geistige Gedeihen ihrer Arbeiter zu erstreben. Nicht minder soll es ihnen auch, soweit sie christliche Unternehmer sind, am Herzen liegen, deren religiös-sittliches Heil zu fördern, zumal dies um so viel wichtiger ist, denn das zeitliche Wohlergehen, als die Seele höher steht, denn der Leib. Da wir nun das ewige Heil unserer Mitmenschen auf keine andere Weise fördern können, als einerseits dadurch, daß wir ihnen mit nachahmenswertem Beispiel vorangehen, und andererseits dadurch, daß wir ihnen die kirchlichen Gnadenmittel des Gotteswortes und Sakraments darbieten, so müssen sich die Arbeit-

geber sowohl als gottselige Christen erweisen in ihrem Lebenswandel und in der Teilnahme am Gottesdienst, als auch ihre Bediensteten und Arbeiter zu einem gottwohlgefälligen Verhalten anhalten, sie in ihrem außerdienstlichen Thun und Treiben seelsorgerlich überwachen und zum Besuch des Gottesdienstes, zum fleißigen Hören der Predigt des Evangeliums und zur eifrigen Mitfeier des Sakraments anregen. Was ist aber zur Erreichung eines günstigen Erfolgs dieser Bemühung notwendiger, als daß sie denselben den Sonntag frei geben, um denselben zum Heil ihrer Seelen zu benützen. Darum laßt euch, ihr christlichen Arbeitgeber, die Pflege der rechten Sonntagsheiligung bei eueren Arbeitern aufs ernstlichste ans Herz gelegt sein!

Wie nun auf der einen Seite die Arbeitgeber verpflichtet sind, das Wohl ihrer Arbeiter in jeder Hinsicht zu fördern, so ist es anderseits auch Pflicht der Arbeiter, so zu arbeiten, daß ihre Arbeit des Lohnes, den sie beanspruchen, wert ist. Auch ihre Stellung ist ein Amt und Gottes Wort ermahnt: hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes (Röm. 12, 7), nämlich so, daß er dessen Obliegenheiten getreu erfüllt. Und wenn das Wort Gottes die Knechte, zur damaligen Zeit die Sklaven, anredet, so sind darunter sämtliche Arbeiter und Arbeiterinnen einbegriffen, und an sie alle ergeht die Aufforderung: ihr Knechte, seid gehorsam eueren Herren, und zwar nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht; alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn und nicht den Menschen, und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes, denn ihr dienet dem Herrn Christo! (Kol. 3, 22—24.) Wie wenig wird das doch bedacht und befolgt! Wir dürfen es nicht ver-

schweigen, liebe Christen, daß es in unserer Zeit von seiten der Arbeitnehmer vielfach sehr leicht genommen wird mit der Erfüllung ihrer Pflichten. Sie beanspruchen wohl mehr als je Rechte und vor allem hohen Lohn, aber sie sind oft gar träge zu thun, was sie schuldig sind. Manche verrichten wohl ihre Geschäfte unter den Augen der Arbeitgeber und Aufseher, aber werden lässig und säumig, sobald sie von dieser Kontrolle befreit sind. Das ist aber wahrlich nicht Christenart. Der Heiland verlangt von seinen Anhängern, daß sie sich allezeit und unter allen Verhältnissen ansehen als seine Diener und ihm zuliebe ihre Arbeit thun. Ja, er setzt bei ihnen voraus, daß sie mehr als auf den irdischen Lohn denken an den himmlischen, ewigen Gnadenlohn, welchen er dem treuen Arbeiter verspricht in den Worten: ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude! (Matth. 25, 21.) Nehmet das wahr alle, die ihr in irgend welchem Amt, Dienst und Beruf stehet, und erweistet euch als rechte Jünger eueres Heilands!

Doch, wir wollen vom Arbeitslohne reden, liebe Christen, und zwar vom irdischen. Wenn es Pflicht der Arbeitgeber ist, denselben so hoch zu geben, als es die zu berücksichtigenden Verhältnisse gestatten, so ist es die Pflicht der Arbeitnehmer, nicht ungebührliche, unmäßige, unüberlegte und übertriebene Anforderungen in dieser Hinsicht zu stellen. Euch allen sind die in unserer Zeit an der Tagesordnung befindlichen sog. Strikes bekannt. Das sind Arbeitseinstellungen oder Ausstände, welche von den Arbeitern in irgend einem Arbeitszweig oder mitunter auch nur in einer einzigen Werkstätte oder Fabrik zu dem Zwecke veranstaltet werden, eine Steigerung des Lohns, zuweilen auch eine Herabminderung der Arbeitszeit

zu erzwingen. Das Recht zu solchen Ausständen steht ja wohl den Arbeitern gesetzmäßig zu, vorausgesetzt, daß es nicht unter Kontraktbruch ausgeübt wird. Es ist nicht unsere Sache, hier über das Streikrecht zu verhandeln, denn das gehört in die Socialpolitik. Doch kann ich nicht meine Meinung unterdrücken, daß diese Arbeitseinstellungen, welche oft gar große Notstände nach sich ziehen und überhaupt nur durch schwere Geldopfer der übrigen Arbeiterwelt ausgeführt werden können, Vorkommnisse seien, die sich für ein geordnetes Staatswesen nicht geziemen. Deshalb spreche ich den lebhaften Wunsch aus, daß dieselben ganz aufhören und daß die entstehenden Lohnfragen etwa durch Schiedsgerichte auf friedlichem Wege geschlichtet werden möchten. Denjenigen Arbeitern aber, welche es mit dem Christentum ernst nehmen, möchte ich den entschiedenen Rat geben, sich nie an Strikes zu beteiligen, weil ich eben eine Verletzung der staatlichen Ordnung in denselben erblicke und deshalb befürchte, daß sie mit Beteiligung an denselben eine Schuld auf ihr Gewissen laden.

Wer will es dem Arbeiter verdenken, wenn sein Streben auf Verbesserung seiner Lebenshaltung durch möglichst hohen Lohn geht? Aber mit diesem Streben muß sich bei dem christlich gesinnten Arbeiter die Genügsamkeit und Zufriedenheit verbinden. Man wirft zwar ein: das geht nicht an; Strebbarkeit und Genügsamkeit vertragen sich so wenig miteinander, wie Feuer und Wasser; Genügsamkeit ist der Tod der Strebbarkeit. Die so sprechen, nennen die Genügsamkeit und Zufriedenheit Untugenden, welche ausgerottet werden müssen, und geben es diesen Tugenden schuld, daß die Menschen im allgemeinen nicht bereits früher schon weiter gekommen seien in der Kulturentwicklung. Sollte dem wirklich so sein? Nein, liebe Christen; es bleibt bei



dem, was Gott uns sagt in seinem Worte: es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt sich genügen, denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts mit hinausbringen; wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so laßt uns genügen! (1 Tim. 6, 6—8.) Wer das nicht glauben und annehmen will, der beweist damit, daß er kein Ewigkeitsmensch ist, sondern nur das diesseitige Leben kennt. Einem solchen muß freilich die Genügsamkeit und Zufriedenheit als etwas Thörichtes, Lächerliches und Verkehrtes erscheinen. Ihn beherrscht die irdische Gesinnung und Habsucht, die das Wort Gottes richtet mit den Worten: euer Wandel sei ohne Geiz und laßt euch genügen an dem, das da ist, denn er hat gesagt, ich will dich nicht verlassen noch versäumen! (Hebr. 13, 5.) Der christliche Arbeiter strebt wohl nach materieller Verbesserung seiner Lage, aber auf friedlichem und gesetzmäßigem, und niemals auf aufrührerischem und revolutionärem Wege. Dabei begnügt er sich jeweilig mit dem, was er erreicht, denn er hält es fest in seinem Glauben, daß der alles lenkende Gott es ist, der ihn in diese seine Lage setzt. Er glaubt es, daß Gott ihm leicht zu besserem Wohlstand verhelfen könnte, wenn es sein Wille wäre, und ist zufrieden mit dem, was er ihn erringen läßt. Er verwirklicht in seinem Leben das bekannte Liedeswort: genieße, was dir Gott beschieden; entbehre gern, was du nicht hast; ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last! Sein Sinn ist nicht gerichtet auf Erwerb von Reichtum und Wohlleben, denn er beherzigt die Warnung des Gotteswortes: die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viel thörichter und schädlicher Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammnis, denn Geiz oder Habsucht ist eine Wurzel alles Uebels

(1 Tim. 6, 9—10). Er betet mit dem Spruchweisen: Armut und Reichtum gieb mir nicht, laß mich aber mein bescheidenes Teil dahinnehmen; ich möchte sonst, wo ich zu satt würde, verleugnen und sagen: wo ist der Herr?, oder wo ich zu arm würde, möchte ich stehlen und mich an dem Namen und Gebot meines Gottes vergreifen (Spr. 30, 8—9). So erfährt er es, daß der Psalmdichter recht hat, der da sagt: wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet; du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut! (Ps. 128, 1—2), dessen ihn auch der weise Jesus Sirach versichert in dem Ausspruch: wer sich mit seiner Arbeit nähret und läßet sich genügen, der hat ein fein ruhig Leben; das heißt einen Schatz über alle Schätze finden! (Sir. 40, 18.) Amen.

---

## Vierte Predigt

über

2 Mos. 20, 15. 17.

„Du sollst nicht stehlen: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses, . . . noch alles, was dein Nächster hat.“

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! Als wir in unserem letzten Gottesdienste von dem Arbeitslohne redeten, erwähnten wir, daß eine socialistische Partei in der Gegenwart beabsichtige, denselben abzuschaffen und an seine Stelle für jeden einzelnen Arbeiter den ihm zukommenden Anteil am vollen Geschäftsertrag zu setzen. Wir erkannten dabei, daß dies allgemein nur ausführbar sei, wenn zuvor der gegenwärtige Einzelbetrieb der Produktion in Gesamtbetrieb umgewandelt würde. Wenn aber diese Umwandlung verwirklicht werden soll, dann ist es auch nötig, daß zugleich der seitherige Einzelbesitz in Gesamtbefitz, das Privateigentum in Gesellschaftseigentum umgesetzt wird. Das könnte nun auf friedlichem Wege geschehen, wenn alle Privateigentümer freiwillig ihren Einzelbesitz an die Gesamtheit abtreten. Thun sie das jedoch nicht, so kann diese Umgestaltung nur mit Zwang und Gewalt durchgesetzt werden, indem den einzelnen ihr Eigentum genommen und für Staats- oder Gesellschaftseigentum erklärt wird. Und davor schrecken diese Socialisten nicht zurück, denn sie behaupten, die jetzigen Be-

siger hätten ihr Hab und Gut auch nur durch Expropriation oder Enteignung der anderen gewonnen, weshalb sie es sich müßten gefallen lassen, auch wieder zum Besten aller expropriert oder ihres Besitzes enteignet zu werden. Was sagen wir nun zu diesen Plänen und wie beurteilen wir sie von unserem christlichen Standpunkt aus? Das habe ich bereits genug gesagt, daß es uns fernliegt, im Gottesdienst darüber zu reden, ob überhaupt und inwiefern die Umwandlung des Individualbesitzes in Kollektiveigentum ausführbar und nützlich sei. Darüber zu entscheiden, ist Sache der Volkswirtschaftslehrer und Staatslenker. Aber hier müssen wir uns als Christen allerdings über einen anderen Punkt klar werden, ob nämlich eine solche Umwandlung mit Zwang und Gewalt durchgeführt werden dürfe. Das müssen wir vom christlichen Standpunkt aus entschieden verneinen. Wir müssen eine solche Expropriation auf Grund der zehn Gebote und insbesondere des siebenten Gebots für Raub und Diebstahl erklären. Wir können und wollen zwar nicht darauf bestehen, daß das Privateigentum die einzig berechtigte Weise des Besitzes sei. Das wäre zu viel behauptet, denn wir sehen ja vor Augen, daß auch Gesamteigentum bestehen kann zum Wohl des Ganzen. Es giebt auch unter der gegenwärtig zu Recht bestehenden Gesellschaftsordnung Gemeinde- und Staatseigentum. So haben viele Gemeinden Gemeinde-Güter und -Wälder. Ebenso ist es beim Staate, der die Zusammenfassung der einzelnen Gemeinden darstellt. Dieser hat Staats-Güter und -Wälder, und dazu Gesamtbetriebe, wie Bergwerke, Post und Eisenbahn. Ob es nun zuträglich sei, daß in der Zukunft, und zwar auf gesetlichem und friedlichen Wege, noch mehr und noch weiteres Privateigentum in Gesellschaftsbesitz zum Zweck der Kollektivbewirtschaftung verwandelt werde, diese Frage erörtern wir hier nicht.

Ebensowenig beschäftigen wir uns hier mit einer Anzahl anderer Gegenstände, welche mit der Eigentumsfrage in Beziehung und Verbindung stehen. Das ist zunächst die Vererbung des Eigentums. Daß diejenigen, welche das Privateigentum ganz abschaffen wollen, damit auch die Vererbung aus der Welt verbannen, liegt auf flacher Hand. In einer Gesellschaft, in welcher gar kein privater Besitz mehr besteht, kann es auch keine Erbschaft geben. Nun denken sich aber wohl diese Socialisten die Sache so, daß die einzelne Familie von dem ihr zufallenden Anteil am Gesamtgewinn sich ihre persönliche und häusliche Einrichtung nach ihrem Belieben gestalten könne. Dann würde dieselbe auch ihr erübrigtes Eigentum, welches sich indessen höchstens auf das erstrecken könnte, was sie an Hausmobiliar und Kleidung angeschafft haben, auf ihre Nachkommen vererben können. Wer dagegen seinen ganzen Anteil am Gesamterwerb verbraucht — und das würde bei solcher Einrichtung wohl die Regel sein —, der überhebt sich damit auch der Sorge um Vererbung.

Ein zweiter Gegenstand, der mit der Eigentumsfrage zusammenhängt, ist die Besteuerung des Besizes und Erwerbs. In einem Staate, in welchem das Privateigentum beseitigt ist, kann selbstverständlich auch von einer Besteuerung desselben keine Rede sein. Alle Steuer ist da abgethan. Das dünkt nun gar manchem ein erwünschter Zustand zu sein. Da aber die Gesamtheit doch ihre Bedürfnisse hat, welche bestritten werden müssen, so muß auch die Steuer durch etwas anderes ersetzt werden. Es würde dann von dem Gesamtgewinn vor allem das abgezogen werden, was zur Bestreitung der Bedürfnisse der Gesamtheit erforderlich ist, die Kosten der Staatsverwaltung und des Wirtschaftsbetriebs. Was dann noch übrig bleibt, ob es

viel oder wenig ist, daß erst könnte an die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft als Entgelt für ihre geleistete Arbeit verteilt werden. Wir sehen also, daß ohne irgend welche Besteuerung kein Staat und keine Gesellschaft bestehen kann.

Ein dritter Gegenstand, welcher mit der Eigentumsfrage in Verbindung steht, ist die Gewerbefreiheit. Diese besteht jetzt bei uns, und zwar in so vollem Maße, daß sie vielen bereits als lästig, ja sogar schädlich für das Gemeinwohl erscheint, weshalb sie auf Beschränkung derselben dringen. Wenn es je dahin kommen sollte, daß im Deutschen Reich Gesamt-Besitz und -Betrieb eingeführt würde, dann hätte natürlich die Gewerbefreiheit ein Ende, denn dann würde die oberste Staatsverwaltung allein bestimmen, was von den Staatsbürgern gearbeitet und produziert werden solle. Unter der gegenwärtigen individualistischen oder kapitalistischen Produktionsweise kann darüber gestritten werden, ob Gewerbefreiheit bestehen und wie weit sie ausgedehnt werden soll.

Wir überlassen die weitere Beratung und Entscheidung über diesen, wie über die vorher erwähnten Gegenstände, denjenigen, welchen sie von Gottes und Rechts wegen zusteht, und richten unsere Aufmerksamkeit auf die religiös-sittliche Seite der Eigentumsangelegenheit, indem wir den Hauptsatz aufstellen:

**Die sociale Frage ist eine Eigentumsfrage,**

und denselben zerlegen in die Sätze:

- I. das Privateigentum ist erlaubt, unverleßlich und bis zu einem gewissen Grade notwendig,
- II. es muß ehrlich erworben, und
- III. es muß recht verwaltet werden.

I. Das Privateigentum ist erlaubt. Ihr werdet denken, liebe Christen, daß sei eine sonderbare Behauptung, und werdet fragen: wer zweifelt denn daran? Aber ihr werdet auch einsehen, daß diese Behauptung aufgestellt werden muß, wenn ich euch sage, daß das Recht des Privateigentums von gewisser Seite entschieden in Frage gestellt und bestritten wird, so entschieden, daß die Aeußerung gefallen ist: das Eigentum, nämlich das Privateigentum, ist Diebstahl! So denken diejenigen Socialisten, welche es für das richtige und erspriesslichste halten, daß das Einzeleigentum in Gemeineigentum verwandelt wird. Wenn wir diesen gegenüber die Ansicht verfechten, daß das Privateigentum erlaubt sei, was wollen wir damit sagen? Unsere Gegner werden uns vielleicht fragen: vom wem ist es erlaubt? Ich antworte: von Gott! Denn Gottes Wort verbietet uns nicht nur nicht, Eigentum zu erwerben und zu besitzen, sondern es setzt allenthalben in seinen Geboten und Verboten, in seinen Ermahnungen und Warnungen das Privateigentum voraus. Wenn Gott den Sonderbesitz mißbilligte, wie sollte er im siebenten, neunten und zehnten Gebote, das unser Text uns vor Augen stellt, den Diebstahl und das Gelüste nach dem, was dem andern gehört, verbieten? Er erklärt damit den Privatbesitz sogar für unverleßlich und unantastbar und jeden Eingriff in das Besitztum des Nächsten, geschehe derselbe durch Raub, oder durch Betrug im Handel und Geschäftsleben, oder durch Nachlässigkeit und Trägheit in der Arbeit, oder durch Versäumnis in der Pflichterfüllung, oder durch Verwahrlosung des Unvertrauten, oder durch Müßiggang und Bettelei, für Diebstahl. Darum warnt Gottes Wort nicht bloß vor dem, was man eigentlich Diebstahl nennt, vor dem gewaltsamen Raub, in Mahnungen, wie diese: wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr! (Eph. 4, 28), und zählt

unter denen, welche das Reich Gottes nicht ererben können, auch die Diebe auf (1 Kor. 6, 10), sondern es verurtheilt auch jede andere Art, durch welche der Nächste an seinem Vermögen geschädigt und um das Seine gebracht wird. Wie mannigfach ist doch diese Weise! Denken wir an den Wucher, durch welchen die Existenz ganzer Familien vernichtet wird, und dem so manche infolge von Unglücksfällen in die Hände fallen, dem aber noch mehrere durch eigene Schuld sich aussetzen, indem sie sich der Trunksucht und dem Wirtshausleben hingeben, ihr Geschäft, ihren Ackerbau, ihr Handwerk vernachlässigen und sich dadurch dem Wucherer als willkommene Beute überliefern. Mit ernstem Zuruf verbietet Gottes Wort den Wucher: Du sollst von deinem Bruder nicht Wucher nehmen, weder mit Geld, noch mit Speise, noch mit allem, damit man wuchern kann! (5 Mos. 23, 19—20).

— Denken wir an andere Arten des Betrugs! Ein Betrug ist es, wenn du fremdes Gut, das dir jemand zur Bewahrung oder Verwaltung übergiebt, veruntreust. Wie viele Rassenbeamte, Gutsverwalter, Geschäftsangestellte machen sich gerade in unserer Zeit dieser Sünde schuldig! Sie gleichen dem ungetreuen Haushalter im bekannten Gleichnis. — Ein Betrug ist es auch, wenn du einen verlorenen Gegenstand, sei es Geld oder eine andere Sache, findest und eignest dir denselben an, statt ihn als redlicher Finder zurückzugeben. Wahrhaft erschrocken bin ich schon manchmal, wenn ich Leute es bedauern hörte, daß sie Gefundenes abgeliefert hätten, da ihnen doch kein rechter Finderlohn dafür geworden sei und sie das Gefundene gar wohl hätten brauchen können. — Betrug übt der Kaufmann, der schlechte oder geringwertige Ware um den Preis guter verkauft oder falsch Maß und Gewicht führt, und ebenso der Handwerker, der schlechte Arbeit liefert und sich dieselbe für gute bezahlen



läßt. — Ein Betrüger ist der Tagelöhner, der, statt fleißig und sorgfältig die ihm befohlene Arbeit zu verrichten, nachlässig schafft und dem Müßiggang fröhnt. — Gottes Wort warnt gar ernstlich vor solchen Arten des Betrugs, wenn es uns zuruft: daß niemand zu weit greife und vortheile seinen Bruder im Handel, denn der Herr ist der Rächer über das alles! (1 Theß. 4, 6), ferner: ihr sollt nicht unrecht handeln mit der Elle, mit Gewicht, mit Maß; rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch sein! (3 Mos. 19, 35—36), und endlich: ihr sollt nicht stehlen, noch lügen, noch fälschlich handeln, einer mit dem andern! (3 Mos. 19, 11). — Auch der ist ein Betrüger, welcher das ihm Geliehene und Geborgte nicht unverletzt und rechtzeitig zurückerstattet oder es wohl gar ableugnet. Ihn trifft das Wort Gottes: der Gottlose borget und bezahlet nicht! (Psalm 37, 21). — Betrug treibt derjenige, welcher mit ungültigem oder gar falschem Gelde bezahlt, und ein Hauptbetrüger ist der Falschmünzer. — Aber Betrug ist es auch, wenn du deinem Arbeiter seinen verdienten und ausbedungenen Lohn schmälerst, zurückhältst oder gar entziehst. — Betrüger sind alle, welche die sich ihnen anbietende Arbeit nicht verrichten oder sich um Arbeit überhaupt nicht umsehen und bemühen mögen, sondern es vorziehen, auf Kosten ihrer Mitmenschen zu zehren und sich auf den Bettel legen.

Aus den Aussprüchen des Gottesworts, die wir gehört haben, ersehen wir, liebe Christen, daß uns das Eigentum heilig sein muß. Hier, auf dem Gebiete des „Mein und Dein“ gilt ganz besonders die Aufforderung unseres Heilands: Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen! (Math. 7, 12). Wer von uns wollte wohl gerne an seinem Besitze geschädigt sein, oder wer wird

es ruhigen Blutes ansehen, wenn man ihm sein Eigentum nimmt oder auch nur schmälert? Wollen wir das nicht von unseren Nebenmenschen angethan haben, so dürfen wir es auch ihnen nicht anthun. Es hängt eben doch jeder an seinem Besitz, er sei groß oder klein. Leider oft nur allzu sehr, so daß diese Anhänglichkeit zur Sünde des Geizes wird, den Gottes Wort für Abgötterei erklärt und eine Wurzel alles Uebels nennt (Kol. 3, 5; 1 Tim. 6, 10). Das ist er in der That, denn der Geizige macht den Mammon zu seinem Götzen und spricht zum Goldklumpen: du bist mein Trost! (Hiob 31, 24). Der Geiz bindet Sinn und Herz, in das er sich einnistet, an die Erde und macht es stumpf gegen alles Geistige, insbesondere gegen die geistlichen, ewigen Güter, die weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen. Dazu macht der Geiz den Menschen teilnahmslos, hartherzig, grausam. Der Habsüchtige und Geldgierige kann ruhigen Gewissens seiner Mitmenschen Arbeitskraft ausbeuten, er kann ungerührten Gemütes ihren Mangel und ihr Elend sehen. Gönnt er ja doch häufig sich selbst nichts Gutes, geschweige denn seinen Mitmenschen. O, laßt uns zu Herzen nehmen die feierliche Warnung unseres Heilandes: hütet euch vor dem Geiz! (Luk. 12, 15).

Ich leugne durchaus nicht, liebe Christen, daß der Privatbesitz seine sittlichen Gefahren hat, und zwar je größer er ist, desto mehr. Wie könnte ich auch das angesichts der erschütternden Aussprüche unseres Heilandes über die Gefahren des Reichthums: wahrlich, ich sage euch: ein Reicher wird schwer in das Himmelreich kommen; es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme! (Matth. 19, 23—24). Auch auf die ersten Jünger macht dieser Ausspruch ihres Meisters

einen so erschreckenden Eindruck, daß sie fragen: ja, wer kann denn selig werden? worauf er sie beruhigt mit den Worten: bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich! (Matth. 19, 25—26). Allein trotzdem daß ich die Gefahren des Sonderbesitzes gar wohl erkenne — und sie sind oft bei kleinem Besitz nicht geringer als bei großem —, so muß ich doch die Behauptung aussprechen: das Privateigentum ist notwendig und unentbehrlich. Es entspricht den vom Schöpfer der menschlichen Natur eingepflanzten Eigenschaften. Der Mensch muß ein gewisses Besitztum sein eigen nennen können. Man soll zur Bestreitung dieser Behauptung nicht hinweisen auf gewisse menschliche Vereinigungen und Gemeinschaften, welche nur gemeinsames Eigentum haben und keinen Einzelbesitz zulassen, wie die Orden und Klöster bei den Katholiken. Bei diesen ist es, wie in der Familie, in welcher auch Gütergemeinschaft herrscht, sie sind Nachahmungen der Familie. Wir haben ein Aehnliches auch in unseren Diakonen- und Diakonissenanstalten, nur daß in diesen ein Privateigentum neben dem Gemeinbesitz nicht streng ausgeschlossen ist. Ein Vorbild solcher Gemeinschaften sehen wir in derjenigen Gemeinschaft, in welcher der Heiland mit seinen Jüngern lebte und die eine gemeinsame Kasse führte. Aber abgesehen von solchen Vereinigungen, bleibt es eine Wahrheit, daß das Privateigentum ein Bedürfnis für den Menschen ist. Er muß etwas besitzen, worüber er frei verfügen, an dem er seine freie Thätigkeit beweisen, das er durch Fleiß und Sparsamkeit vermehren, das er nach vollbrachtem Erdenlaufe an seine Allernächsten vererben kann. „Das Sonder-eigentum dient dem Bedürfnis der Entfaltung der Persönlichkeit, es bildet den Stoff für die Erhöhung der Arbeitskraft der einzelnen Mitglieder der Gesellschaft. Dazu kommt

noch ein anderes. Durch den Privatbesitz ist es dem einzelnen auch erst möglich, seine Pflicht gegen die Gesamtheit zu erfüllen, denn das Wohl der Gesamtheit wird durch die freie Thätigkeit der einzelnen am besten gefördert.“ Endlich aber läßt sich das Recht des Privateigentums auch in religiöser Hinsicht erweisen, ja sogar die Pflicht, dasselbe zu erwerben, natürlich auf rechtmäßigem Wege zu erwerben. Wir haben das Gebot der Nächstenliebe zu erfüllen, welches auf mannigfache Weise, zum nicht geringsten Theile durch die Uebung der Wohlthätigkeit geschieht. Dazu bedürfen wir das Privateigentum, denn nicht nur zur mäßigen Benutzung für uns soll es dienen, sondern in gleicher Weise zur Verwendung zum allgemeinen Besten. Man nehme dem Menschen alles Eigenthum, und man wird ihn damit eines guten Theils seiner Triebkraft, seiner Arbeitslust, seines Schaffens-eifers berauben. Deshalb, so willig wir auch einräumen wollen, daß es auch Gesamteigenthum geben darf und kann zum Nutzen der Menschheit, so fest müssen wir doch anderseits daran halten, daß dem Menschen nicht alles Privateigenthum genommen werden darf.

II. So gewiß nun das Privateigenthum seine Berechtigung hat, so gilt doch, liebe Christen, das, was wir nunmehr betonen: das Eigenthum muß ehrlich und rechtmäßig erworben werden. So selbstverständlich das für fromme Christen und ehrliche Menschen ist, so oft wird doch im Leben dagegen gefehlt. Das ist es ja gerade, was denjenigen, welche das Privateigenthum als ungehörig und schädlich verwerfen, den hauptsächlichsten Anstoß an demselben giebt, daß es vielfach im eigentlichen Sinne des Wortes ein ungerechter Mammon ist, an dem viel Sünde klebt, Blut und Schweiß derjenigen, welche um ihren Besitz betrügerisch und wucherisch gebracht worden sind. Das Pri-

vateigentum darf nicht auf unrechtmäßigem und unredlichem Wege erworben werden, nicht durch Diebstahl, Raub, Betrug, Wucher, Uebervorteilung, Lohn-Verkürzung und Vorenthaltung. Die rechte Weise des Erwerbs ist die Arbeit. O, wie viel und wie schwer wird beim Erwerb des Eigentums gesündigt! Im Handel gilt leider bei Unzähligen der verwerfliche und verabscheuungswürdige Grundsatz, der sich in dem bekannten Worte ausspricht: Handelschaft ist nicht Freundschaft! Nach diesem Grundsatz handeln die Menschen ganz ungescheut und ohne sich in ihrem Gewissen dadurch beschwert zu fühlen. Sie stehen sich äußerlich wohl als Freunde, innerlich aber als Feinde gegenüber, und es sucht einer den andern zu überlisten, um den größeren Gewinn zu erlangen, wenn das auch den materiellen Nachteil und pekuniären Schaden des andern nach sich zieht. Der Kaufmann erstrebt den höchstmöglichen Gewinn und verkauft als preiswürdig, was minderwertig ist. Der Handwerker fordert die höchste Vergütung für seine Arbeit und fertigt dieselbe leichtfertig und undauerhaft an. Der Fabrikant heutet die Kraft seiner Arbeiter aus durch übermäßige Arbeitszeit und trägt dabei kein Bedenken, den Arbeitslohn nach Möglichkeit herabzudrücken. Der Wucherer benutzt die Geldverlegenheit und Bedrängnis seiner Mitmenschen, und schrickt nicht davor zurück, einen übermäßigen Zinsfuß anzusetzen und wohl gar noch das auf dem Schuldschein genannte Kapital nur zum Teil zu zahlen. Der Landwirt verschweigt beim Handel die Fehler des von ihm zum Kauf angebotenen Viehes, die Mängel der von ihm zu Markt gebrachten Lebensmittel und preist dem Käufer beides als untadelig an. Der Erbschleicher geht darauf aus, den Testator für sich zu gewinnen und gegen die rechtmäßigen Erben einzunehmen, daß er ein Testament mache zu seinen Gunsten

und zur Benachtheiligung jener, die vielleicht noch obendrein recht bedürftig sind. Auf diese und ähnliche Weise suchen sich die Menschen auf Kosten und zum Schaden ihrer Mitmenschen zu bereichern. Das ist Sünde und Verbrechen, gegen welche sich das Wort Gottes richtet, wenn es warnt: wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet und seine Gemächer mit Unrecht, der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt und giebt ihm seinen Lohn nicht und denkt: wohlan, ich will mir ein großes Haus bauen und weite Gemächer, und läßt sich Fenster darein hauen und mit Cedern täfeln und rot malen! (Jerem. 22, 13 ff.).

Ich habe gesagt, liebe Christen, die rechte Art des Besitzerwerbs sei die Arbeit, und wir haben die eigentlich verbrecherischen Arten des Erwerbs kennen gelernt. Allein es giebt noch andere Weisen des Erwerbs, die vom sittlichen Standpunkt aus ebenfalls als verwerflich bezeichnet werden müssen. Dahin gehört das Glücksspiel. Ich denke zunächst an das sog. Hasardspiel. Wie schädigend und verderblich dasselbe in sittlicher und materieller Hinsicht wirkt, erhellt schon daraus, daß die Regierungen allerwärts sich genötigt gesehen haben, dasselbe zu verbieten und, wo es bestand, abzustellen. Früher machte sich dasselbe, wie euch bekannt ist, öffentlich namentlich an Badeorten breit und lockte die Menschen massenhaft herzu, am massenhaftesten gerade an Sonn- und Feiertagen, und während dann und wann einmal ein einzelner etwas gewann, verloren die vielen anderen. Wie reizt und stachelt dieses Gewinnspiel die Leidenschaften auf, die Habsucht und Geldgier, Leidenschaften, welche den Menschen um den Sinn für die höheren geistigen und für die höchsten geistlichen Güter bringen und sein Streben nach den ewigen Schätzen lähmen und ersticken! Und in welche Verzweiflung treibt der Verlust nicht selten

die unglücklichen Spieler: daß sie denselben nicht überleben mögen, sondern selbstmörderische Hand an sich legen! Schauerliche Berichte bringen oftmals die Zeitungen über die traurigen Folgen dieses Spiels an dem einzigen Orte in Europa, an dem es noch öffentlich betrieben werden darf. Oeffentlich, sage ich, aber heimlich geschieht es leider doch noch an gar manchen Orten in verborgenen Winkeln, bis die Polizei eine solche Spielhölle, wie sie sehr bezeichnend genannt werden, entdeckt und auseinandersprengt. Ich habe bereits erwähnt, daß, während die große Mehrzahl der Spielenden ihr Geld verliert, wohl manchmal einer derselben einen namhaften Gewinn macht und damit im Handumdrehen zu Reichthum gelangt. Aber rechtmäßig erworben ist solches Eigenthum nicht, weshalb es denn auch gar oft nach dem Sprüchwort geht: Wie gewonnen, so zerronnen. Das vermeintliche Glück ist aufgebaut auf dem Verlust vieler anderen. Es ist ein ohne Arbeit errungener Mammon.

Als einen Erwerb ohne Arbeit, und deshalb vom sittlichen Standpunkt verwerflich, müssen wir auch das Börsenspiel bezeichnen, welches durch künstlich erregtes Steigen und Fallen der Wertpapiere oder auch der Waren-, insbesondere der Getreidepreise auf Kosten und zum Nachteil anderer betrieben wird, ja überhaupt alle ohne Arbeit geschäftsmäßig betriebene Spekulation mit Wertpapieren, die in ihrem Preise bald steigen, bald sinken, je nach den Vorgängen auf dem Gebiete der Politik. — Und unter dieselbe sittliche Verurteilung fällt auch das Lotteriewesen, es mag nun vom Staate oder von Gemeinden oder von Vereinen oder von einzelnen veranstaltet sein. Es ist verwerflich, weil es die sündhaftesten Leidenschaften der Hab- und Geldgier aufstacheln, weil es auf der Grundlage beruht, daß einzelne Gewinn erlangen auf Kosten vieler anderen, und weil es

für gar viele die Versuchung mit sich führt, ihr Geld, und zwar ihr nicht selten recht spärliches und sauer verdientes Geld, wegzuworfen, daß sie doch zu anderen nötigen Ausgaben verwenden oder wenigstens zu nützlichen und edlen Zwecken gebrauchen sollten. Am verwerflichsten ist es, wenn die Lotterie, wie das in unseren Tagen sehr allgemein geschieht, zu Zwecken der Wohlthätigkeit, der Kirche und des Reiches Gottes herbeigezogen wird, wie zur Errichtung und Unterstützung von Anstalten der äußeren und inneren Mission, zum Bau oder zur Ausschmückung von Gotteshäusern. Ich kann die Anwendung der Lotterie auf diesem Gebiete ebensowenig billigen, wie die Abhaltung von Lustbarkeiten zum Besten der Armen, zu welcher sich das heutige Geschlecht gleichfalls verirrt hat.

Liebe Christen, an all diesen Dingen sollen wir, als Jünger des Heilands, uns nicht beteiligen. Wir dürfen uns nicht bereichern, auch nicht Gutes stiften wollen auf Kosten oder zum Nachteil anderer, und durch Reizung unserer oder ihrer Gewinn- und Habsucht. Die Gewinnsucht ist uns durch Gottes Wort verboten, das denen, die da reich werden oder mühe- und arbeitslosen Gewinn machen wollen, ernst warnend entgegentritt, verboten durch die Mahnung unseres Heilands: ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie Motten und Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen! (Matth. 6, 19)! Dem Christen gebührt ein anderes. Er ist mit seinem Erwerb an irdischem Geld und Gut, das er allerdings auch bedarf für sein Erdenleben, an die Arbeit gewiesen, an die anstrengende, mühevolle Arbeit. Jede andere Erwerbsweise soll für ihn nicht da sein, es sei denn eine recht- und gesetzmäßige Erbschaft oder Schenkung. Gegen solche ist Gottes Wort nicht. Aber als das regelmäßige Erwerbsmittel ge-



bietet es uns die Arbeit und empfiehlt uns die Sparsamkeit. Das letztere thut es schon, indem es uns das Beispiel unseres Heilands vorstellt, der nach seinem Speisungswunder seine Jünger anwies: sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme! (Joh. 6, 12). Leider steht es in der heutigen Welt so, daß die Menschen von der Sparsamkeit ebensowenig wissen wollen, wie von der Genügsamkeit und Zufriedenheit. Aber wir sehen es ja auch vor Augen, wie weit sie auf diesem thörichten und verkehrten Wege kommen. Ihr Verhalten hat nichts als Not und Mangel zur Folge. Liebe Christen, laßt es uns mit der Arbeit und Sparsamkeit halten, wie mit der Genügsamkeit und Zufriedenheit, und nie außer acht lassen, daß wir als Kinder Gottes nicht nach irdischem Reichthum, sondern nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten und dabei überzeugt sein sollen, daß uns das zum Erdenleben Notwendige von dem geschenkt werden wird, der da weiß, was wir bedürfen (1 Tim. 6, 9; Matth. 6, 32—33). Einige reiche Kaufleute in Nordamerika kamen auf den Gedanken, zu erforschen, auf welchem Wege andere ihrer Berufsgenossen zu ihrem Vermögen gekommen seien. Sie wandten sich brieflich an eine größere Anzahl derselben und erhielten merkwürdiger-, aber für den gläubigen Christen verständlicher Weise fast übereinstimmend die Rückäußerung: der sicherste Weg sei der vom Herrn angegebene: trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen! (Matth. 6, 33).

III. Wie das Eigenthum ehrlich erworben werden muß, so muß es auch recht verwaltet werden. In diesem Stücke wird nicht weniger gefehlt, liebe Christen, als in jenem. Mein ist Silber und Gold! spricht der Herr Zebaoth durch den Mund des Propheten Haggai (2, 9). Gott

ist der Geber und darum auch der Obereigentümer von allem, was wir wie an geistigen und geistlichen, so auch an leiblichen und irdischen Gütern besitzen. Er ist es, der uns auch die letzteren gewinnen läßt, der sie uns schenkt und verleiht. Saget selbst, ob es nicht so ist? Da sind zwei, welche gleichen Fleiß, Eifer, Einsicht, Verstand und Geschick bei ihrer Arbeit beweisen. Dem einen trägt sie reichen Gewinn ein an zeitlichem Gut, der andere verdient nur das Notwendigste. Beweist solche Erfahrung nicht deutlich genug, daß Gott, der Lenker aller Dinge, es ist, welcher das irdische Gut austheilt, nach dem er will, d. h. nach seiner Weisheit und Güte. Wahrlich, auch auf diesem Gebiete gilt das Wort der Heiligen Schrift, das seine nächste Anwendung auf dem geistlichen Gebiete findet: so liegt es nun nicht an jemandes Willen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen (Röm. 9, 16). Der Weltmensch nennt es Glück. Aber ihr fraget mich: gilt deine Behauptung, daß Gott der Geber und Spender wie aller guten Gaben, so auch des irdischen Gutes ist, auch in Bezug auf das, was die Menschen auf unrechtmäßigem Wege erlangen? Wir haben ja solche Wege kennen gelernt. Ist das, was der Dieb, Betrüger, Bucherer erringt, oder das, was im Glücksspiel gewonnen wird, auch eine Zuwendung oder Gabe Gottes? Diejenigen, welche auf solchen Wegen Besitz erlangen, sind wohl fern davon, denselben als von Gott verliehen anzusehen. Aber auch uns will es widerstreben, solchen Gewinn als Geschenk des heiligen Gottes anzusehen. Und doch wissen wir, daß ohne Gottes Willen nichts geschieht. Was er nicht direkt verfügt, das läßt er wenigstens zu, und so thut er auch in Bezug auf unrechtmäßigen oder zweifelhaften Gewinn. Er läßt ihn zu und hat ohne Zweifel dabei seine weisen Absichten, und wenn es auch solche wären, die ein Strafgericht

einschließen, daß er ihn dem einen werden läßt und dem anderen nicht. Woher sollte er denn denjenigen kommen, welche ihn erlangen, wenn nicht aus göttlicher Zulassung? Etwa durch den Zufall, wie sie selber es heißen? Allein Zufall giebt es für den nicht, der an Gott und Vorsehung glaubt. Das Wort „Zufall“ existiert in der christlichen Sprache gar nicht, wie es auch in Gottes Wort nicht vorkommt.

Wenn dem nun aber so ist, liebe Christen, daß alles irdische Gut uns von Gott zufließt, dann müssen wir das auch einsehen und dieser Erkenntnis Einfluß gestatten auf unser Verhalten unserem Besitze gegenüber. Derselbe darf vor allem uns nicht als unser eigentliches Eigentum erscheinen, mit dem wir nach Belieben schalten und walten dürfen, sondern wir müssen Gott als den Obereigentümer anerkennen und uns als seine Verwalter und Haushalter über das betrachten, was wir gemeinhin unser Eigentum nennen.

Vor allen Dingen laßt uns auf unseren irdischen Besitz kein Vertrauen setzen, denn unser Vertrauen gehört allein Gott zu. Wir haben zu beherzigen, was unser Heiland uns am Schlusse seines Gleichnisses von dem reichen Bauer vorhält in den Worten: Niemand lebet davon, daß er viele Güter hat (Luk. 12, 15). Irdische Güter sind unsicher und unbeständig und ist kein Verlaß auf dieselben. Wie leicht kann es geschehen, daß sie uns entrisen werden auf diese oder jene Weise, oder daß wir von ihnen geschieden werden durch den Tod, wie es jenem Bauer im Gleichnis geschah, oder auch, daß wir durch Krankheit und Unglück außer stand gesetzt werden, von ihnen den erwünschten Gebrauch zu machen.

Solange wir aber im ungestörten Besitze der irdischen Güter sind, liebe Christen, laßt uns dieselben, gleichviel, ob sie klein oder groß sind, als Darlehen Gottes ansehen,

über dessen richtige, gottgefällige Verwendung wir dem obersten Besitzer Rechenschaft geben müssen. Das wollen wir lernen aus dem Gleichniß unseres Heilands von dem ungerechten Haushalter, den sein Herr lobte, zwar nicht darüber, daß er sein Gut umgebracht und sein Eigentum mißbraucht, aber darüber, daß er sich klug benommen hatte; indem er mit dem ungerechten Mammon Wohlthätigkeit übte. Wie mit den geistigen und geistlichen Gaben, die uns Gott anvertraut, so müssen wir auch mit den zeitlichen Gütern so verfahren, wie es des höchsten Gebers Wille und Wohlgefallen ist. Du darfst also, lieber Christ, mit deinem Eigentum nicht machen was du willst, sondern du mußt es so anwenden, wie es der heilige und gütige Gott dir in seinem Wort vorschreibt. Demnach verwalte es nicht im Geiz, der auf nichts anderes bedacht ist, als den irdischen Besitz zu vermehren. Dagegen vergeude es auch nicht in Verschwendung, indem du dir oder mit dir anderen ein Wohlleben bereitest, das über das rechte Maß hinausgeht, oder indem du dir Genüsse verschaffst, welche die Gebote Gottes verbieten. Mäßigkeit und Sittenreinheit im Genuß, insbesondere im sinnlichen Genuß, ist Christenpflicht, die du nie aus den Augen lassen darfst. Also mißbrauche das, was du an irdischer Habe besitzt, nicht zum unmäßigen, sündigen Luxus.

Das Wort „Luxus“ ist euch allen wohlbekannt, liebe Christen. Auch habt ihr alle wohl eine Ahnung von dem, was damit bezeichnet wird. Indessen, nicht alles, was dieser oder jener so nennt, ist auch wirklich verwerflicher Luxus. Solange verschiedene Stände in der menschlichen Gesellschaft bestehen und mannigfache Abstufungen und Grade des Besitzes und der Bildung, solange wird es so sein, daß das für den einen verwerflicher Luxus ist, was für den anderen als ganz rechtmäßige Ausgabe erscheint. So hat auch in

früheren Zeiten oft als gottwidriger Luxus gegolten, was heutzutage jedermann als erlaubten Genuß ansieht. Jedenfalls ist von uns zu verwerfen und zu vermeiden jeder unverständige und jeder unsittliche Luxus. Aber es giebt unstreitig auch einen edeln Luxus, der sich nicht in Geldverschwendung für Vergnügungen, Lustbarkeiten und Genüsse, die oft sehr zweifelhafter, ja geradezu sündhafter Art sind, sondern in Geldauswendung zur Errichtung gemeinnütziger Anstalten und wohlthätiger Stiftungen, und zur Verschönerung, Veredlung und Verbesserung der Wohnung, Kleidung, Nahrung und gesamten Lebenshaltung offenbart. Gegen einen solchen Luxus ist auch unser Heiland nicht, der auf der Hochzeit zu Kana durch ein Wunder den fehlenden Wein verschaffte und das Weib in Bethanien ob der an ihm vollzogenen kostspieligen Salbung rechtfertigte und lobte.

Eingedenk dessen, daß wir Haushalter über das uns von Gott leihweise anvertraute Eigenthum sind, laßt uns, liebe Christen, wir mögen nun über viel oder wenig zu gebieten haben, mit dem, was uns nach mäßiger Verwendung dessen, das wir zur Bestreitung unserer Lebensbedürfnisse nötig haben, übrig bleibt, Liebe, Wohlthätigkeit, Unterstützung üben und beweisen. Kaum wird eine andere Tugend so angelegentlich empfohlen und so ernstlich eingeschärft im Worte Gottes, als diese Tugenden. Und indem es der Heiland seinen Jüngern gegenüber ausspricht: Arme habt ihr allezeit bei euch (Matth. 26, 11), will er uns anweisen, alle Gelegenheit, die sich uns zur Ausübung der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit darbietet, eifrig zu ergreifen. Darum, liebe Christen, laßt uns allezeit wahrnehmen der Mahnung: wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl! (Hebr. 13, 16). Das heißt das Eigenthum recht verwalten. Amen.

# Fünfte Predigt

über

1 Petr. 2, 17.

„Thut Ehre jedermann!“

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! Von alters her giebt es unter den Menschen verschiedene Stände und Klassen. Diese sind auf natürlichem Wege entstanden. Vielfach, ja meist sind sie eine Folge der wirtschaftlichen Beschäftigungen, welchen sich die Menschen hingeben. Doch bilden diese nicht die einzige Quelle, aus welcher sie hervorgegangen sind. Der Unterschied des Geschlechts begründet die Ehe und Familie, und diese ist die ursprünglichste Gliederung der Menschen. Innerhalb der Familie vollzieht sich schon eine Teilung der wirtschaftlichen Arbeit und der socialen Stellung. Da tritt schon die Verschiedenheit des Berufs und der Unterschied des Herrschenden und Beherrschten hervor. Die in der Menschenwelt entstehenden gesellschaftlichen Gruppen werden zu verschiedenen Berufsständen. Indem sich die Berufsart von den Eltern auf die Kinder vererbt und in den Berufsständen dann auch eine dem Beruf entsprechende Lebenshaltung sich ausbildet, entstehen Klassen in der Bevölkerung, die in ihrem Auftreten, in ihren Ansprüchen, in Kleidung, Wohnung, Nahrung, in Sitten, Gewohnheiten, Ansichten und Lebensordnungen übereinstimmen und sich

dadurch von anderen Bevölkerungsklassen unterscheiden. In diesen Ständen und Klassen erwachsen weiterhin auch gemeinsame Interessen, die eine gemeinsame Vertretung verlangen, und damit werden dieselben zu politischen Ständen, die ein öffentliches Recht erstreben, das sie gegenüber den Interessen anderer Klassen schützt. Und nicht das allein, sondern es erstrebt auch der eine Stand Einfluß auf und Herrschaft über den anderen, und gelangt auch dazu im Laufe der Geschichte.

Auf diesem Wege sind in der menschlichen Gesellschaft die verschiedenen Stände und Klassen entstanden, und man hat sie als eine naturgemäße und notwendige Gliederung der Menschheit angesehen und hingenommen. Dieser Ansicht tritt nun, und zwar hauptsächlich seit der großen französischen Revolution vor hundert Jahren, der moderne Zeitgeist entgegen. Er beruft sich auf die natürlichen Menschenrechte und verlangt Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Es ist nicht zu verkennen, daß die Richtung dieser in unserer Zeit bereits zu großer Herrschaft gelangten und immer mehr Allgemeinherrschaft erstrebenden Anschauungsweise auf die Abschaffung der bestehenden Standesunterschiede ausgeht. Die demokratisch gesinnten Socialisten unserer Tage beabsichtigen eine radikale und völlige Gleichmachung der Menschen in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu einander. Ja, sie gehen in diesem Punkte so weit, daß sie sogar für die Zukunft von einem Staate mit der ihm unvermeidlichen Unterscheidung zwischen Obrigkeit und Unterthanen nichts mehr wissen wollen. Was sie erstreben, das ist eine Gesellschaft und ein Gesellschaftszustand, in welchem auch dieser Unterschied aufgehört hat zu bestehen.

Es ist nicht unsere Aufgabe, liebe Christen, im Gottesdienste darüber zu verhandeln und zu entscheiden, ob die

Verschiedenheit der Stände eine zum Wohl der Gesamtheit dienende Einrichtung und ob der Fortbestand der gegenwärtig vorhandenen Stände eine Nothwendigkeit sei, oder ob die Menschheit besser fahren würde, wenn dieser Ständeunterschied beseitigt und alle Menschen zu Einem Stande, nämlich zu dem der Arbeiter, vereinigt würden. Das ist eine Frage für die nationalökonomische Wissenschaft und für die Politik. Für unsere Predigt ist der Umstand entscheidend, daß zur Zeit die verschiedenen Stände und Gesellschaftsklassen noch bestehen. Unsere Aufgabe im Gottesdienst kann also nur die sein, daß wir die religiös-sittliche Seite dieses bestehenden Gesellschaftszustands in Erwägung ziehen, und das wollen wir thun, indem wir für die heutige Predigt den Hauptsatz aufstellen:

### Die sociale Frage ist eine Rang- und Standesfrage

und diesen in folgenden Untersätzen besprechen:

- I. in religiöser und sittlicher Hinsicht stehen sich alle Menschen gleich,
- II. in der weltlich-menschlichen Gesellschaft ist verschiedener Beruf und Stand,
- III. was folgt daraus für die Höhergestellten? und
- IV. was gilt dem Untergebenen?

I. In religiöser und sittlicher Hinsicht stehen sich alle Menschen gleich, sie mögen Fürsten und Minister sein oder Unterthanen und Untergebene, sie mögen Herren sein oder Diener, sie mögen Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, sie mögen reich sein oder arm, sie mögen Titel haben oder keine. Sie sind in religiöser und sittlicher Hinsicht gleich. Das will sagen, liebe Christen, sie sind



gleich vor Gott, der kein Ansehen der Person kennt, wie wir lesen im Buche Hiob 34, 19 und in der Apostelgeschichte 10, 34, im 2. Buch der Chronika 19, 7 und in den apostolischen Briefen Röm. 2, 11; Gal. 2, 6; Eph. 6, 9; Kol. 3, 25. Es kann also für uns, liebe Christen, kein Zweifel über die Wahrheit dieser Behauptung obwalten. Wir fragen nur: inwiefern sind alle Menschen gleich vor Gott? Antwort: Zunächst darin, daß sie alle Sünder und deshalb der Erlösung bedürftig sind. Das ist nun freilich eine Gleichheit, auf die wir nicht stolz sein können, die uns vielmehr tief demüthigt. Daher kommt es auch, daß sich die Menschen gerade diese Gleichstellung nicht gerne gefallen lassen, sondern nicht selten sehr hochmüthig dagegen protestieren. Allein das hilft ihnen nicht. Sie können nicht an Gottes Urteil in seinem Worte vorüber, das uns im Alten Testament sagt: sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig; da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer (Psalm 14, 3), und im Neuen Testament: es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten (Röm. 3, 23). Sie können um so weniger an diesem Gottesurteil vorüber, weil ihr Gewissen damit übereinstimmt. Wie nun alle Menschen hinsichtlich ihrer Sündhaftigkeit gleich sind, so sind sie es auch hinsichtlich der schlimmen Folgen, welche die Sünde nach sich gezogen hat. Sie sind sich darin gleich, daß sie alle unter dem Borne, unter dem Mißfallen des heiligen Gottes stehen; sie sind Kinder des Bornes von Natur (Eph. 2, 3). Sie sind sich darin gleich, daß sie alle den Fluch tragen, den Gott gleich nach dem ersten Sündenfall der Menschen über das ganze Menschengeschlecht ausgesprochen hat (1 Mos. 3). Sie seufzen alle unter den mannigfachen Leiden und Nöthen des Erden-

Lebens und tragen das Uebel dieser Welt. Sie sind sich darin gleich, daß sie alle dem Todesgeschick unterworfen sind, das den ersten Menschen für den Fall der Versündigung von Gott angedroht war und das nach dem Sündenfall über das gesamte Menschengeschlecht hereingebrochen ist, wie Gottes Wort bezeugt, wenn es sagt: durch Einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben (Röm. 5, 12). Sie sind sich alle weiter darin gleich, daß sie um ihrer Sünde willen nicht allein dem zeitlichen, sondern auch dem ewigen Tod verfallen sind, der Verdammnis, wenn ihnen nicht eine Erlösung zu teil wird. Wahrlich, eine traurige Gleichheit der Menschen!

Aber gelobt sei Gott, daß es dabei nicht geblieben ist, und daß wir noch von einer anderen Gleichheit der Menschen reden können! Jene erste Gleichheit haben sie vom ersten Adam her; diejenige aber, von der wir jetzt reden, rührt vom zweiten Adam, von unserem Heiland und Erlöser Jesus Christus, her. Von ihr sagt Gottes Wort: wie durch Eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen, denn gleichwie durch Eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind, also auch durch Eines Gehorsam werden viele gerecht (Röm. 5, 18—19). Ja, der gnädige und barmherzige Gott hat für alle Menschen eine Erlösung gestiftet und sie durch seinen eingeborenen Sohn, unseren Herrn Jesus Christus, ausführen lassen. Dieser ist zu dem Ende Mensch geworden, als die Zeit erfüllet ward, und zwar ein sündlos geborener Mensch. Er ward während seines Erdenlebens versucht allenthalben gleichwie wir, doch

ohne Sünde (Hebr. 4, 15). Und dieser Sündlos-Heilige erlitt den Tod, welcher der Sünde Sold ist. Er that es freiwillig, indem er den Ratschluß des himmlischen Vaters erfüllte, der ihn das Gotteslamm werden ließ, das der Welt Sünde tragen, abbüßen und sühnen mußte (Joh. 1, 29. 34), ja, den Gott für uns zur Sünde und zum Fluche machte (Gal. 3, 13; 2 Kor. 5, 21). Er ist die Versöhnung geworden für unsere und der ganzen Welt Sünde (1 Joh. 2, 2). Nun macht uns sein Blut los von der Sündenschuld, die auf uns liegt (1 Joh. 1, 7). Und wann thut es das? Wann kommt uns die Versöhnung, die unser Heiland gestiftet hat, zu gut? Wann werden wir der uns durch sein Werk erworbenen Sündenvergebung, Rechtfertigung, Gotteskindschaft, Gottesreichsbürgerchaft, Seligkeits-erbschaft theilhaftig? Wenn wir unsere Sünde und Schuld erkennen, aufrichtig bereuen und unser gläubiges Vertrauen auf den Versöhner und Mittler setzen, also durch den bußfertigen Glauben an den Sünderheiland. Dieser Heilsglaube schließt aber zugleich die Nachfolge des Heilands, den Gehorsam gegen den himmlischen Vater, die sittliche Erneuerung, die Heiligung des Sinnes und Wandels ein. Sie sind die Frucht des Glaubens, wenn er selbst ein lebendiger ist. Dem Bußglauben und der aus ihm erwachsenden Heiligung fällt die Seligkeit zu, die Erbschaft des ewigen Lebens, die Herrlichkeit im vollendeten Gottesreiche.

Das ist die Erlösung. Ihr gegenüber stehen sich alle Menschen gleich, denn sie ist in Gottes Ratschluß für alle gemeint, und sie bedürfen derselben alle in gleicher Weise ohne Ausnahme, der Hochgestellte wie der Niedrige, der Reiche wie der Arme, der Herrscher wie der Diener. Ohne sie giebt es für alle kein Heil und keine Seligkeit. An den Erlöser sind alle gewiesen, und seiner

Erlösung können alle nur auf einem und demselben Wege theilhaftig werden, auf dem des Bußglaubens und der Heiligung, wie Gottes Wort bezeugt, wenn es uns sagt: ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christus (Gal. 3, 26).

Weil wir nun alle, liebe Christen, der Erlösung gegenüber gleich stehen, so sind wir auch, wenn wir die Erlösung uns zugeeignet haben und damit Glieder der christlichen Kirche geworden sind, als solche einander gleich gestellt. In ihrer Gemeinschaft ist keiner dem andern vorgezogen. In ihr gilt kein Standes- und Rangunterschied, denn alle bedürfen gleicherweise der Gnaden- oder Heilmittel, welche ihr Stifter ihr zur Verwaltung anvertraut hat. Vor Kanzel und Altar hat aller Unterschied des Standes, Vermögens und Geschlechts ein Ende. Das spricht sich nirgends deutlicher aus, als darin, daß alle Christen, sie mögen im Weltleben noch so verschieden gestellt sein, in der Feier des heiligen Abendmahls alle von einem Brote essen und aus einem Kelche trinken. Wie ernstlich es mit der Ranggleichheit in der Kirche gemeint ist, das ersehen wir aus der Ermahnung des Wortes Gottes: liebe Brüder, haltet nicht dafür, daß der Glaube an Jesus Christus, unseren Herrn der Herrlichkeit, Ansehen der Person leide, denn so in euere Versammlung käme ein Mann mit einem goldenen Ringe und mit einem herrlichen Kleide, es käme aber auch ein Armer in einem unsauberem Kleide, und ihr sähet auf den, der das herrliche Kleid trägt und sprächet zu ihm: setze dich her aufs beste! und sprächet zu dem Armen: stehe du dort oder setze dich her zu meinen Füßen! und bedenket es nicht recht, sondern werdet Richter und machet bösen Unterschied, — höret zu, meine lieben Brüder, hat nicht Gott erwählt die Armen auf dieser Welt, die am Glauben

reich sind und Erben des Reichs, welches er verheißen hat denen, die ihn lieb haben?; ihr aber habt den Armen Un-ehre gethan! (Saf. 2, 1—6.)

Freuen wir uns des, liebe Christen, daß es eine Stelle in dieser Welt der Ungleichheit giebt, wo die Menschen sich gleich stehen, Gott gegenüber, in der christlichen Kirche und beim Sterben. Was der Kirche noch nicht möglich war, auszugleichen, der Tod, dem wir alle unterworfen sind, gleicht schließlich alle irdischen Unterschiede aus und läßt nur die ewigen Unterschiede von selig und unselig bestehen. Man erzählt von dem bekannten Württemberger Pfarrer Flattich, daß er, einst zur herzoglichen Tafel gezogen, neben einem der Minister saß, der in seinem hochmütigen Unglauben den frommen Mann zu hänseln gedachte und ihn fragte: Können Sie mir etwas ganz Bestimmtes über das Jenseits sagen? Gewiß, erwiderte Flattich, wenn Sie mir zuvor eine andere Frage beantworten, nämlich die: Sie sind jetzt hochangesehener Staatsminister, glauben Sie, daß Sie das auch noch im Jenseits sein werden? Nein, antwortete zögernd der stolze Minister. Nun, sprach Flattich, indem er ihn ernst anblickte, dann überlegen Sie sich, was Sie im Jenseits sein werden!

O, laßt uns, liebe Christen, dahin streben, daß wir, die wir hier versammelt sind, schon jetzt darüber Gewißheit erlangen, daß wir in der zukünftigen Welt dereinst Erben der Seligkeit sein werden!

II. Wenn nun auch in religiöser und sittlicher Hinsicht alle Menschen gleich sind, so sehen wir doch vor Augen, liebe Christen, daß in der weltlichen Gesellschaft die einzelnen verschiedenen Beruf und damit auch verschiedenen Stand haben. Wir haben bereits davon geredet, daß sich in unserem Jahrhundert die Meinung aus-

gebreitet hat, verschiedener Stand und Rang unter den Menschen sei vom Uebel und Laufe gegen die natürlichen Menschenrechte, es müsse deshalb eine Staats- und Gesellschaftsordnung geschaffen werden, in welcher alle auch äußerlich sich gleich stehen. Diese Meinung hat sich in vielen Köpfen zu einem solchen Extrem ausgebildet, daß sie dem Wahn huldigen, es müsse aller Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen abgeschafft, es dürfe künftig keine Obrigkeit mehr geduldet werden, sondern jeder solle sein eigener Herr und keiner von anderen abhängig sein. Man nennt diese Leute und sie nennen sich selbst Anarchisten, d. h. Gegner aller Oberherrschaft und Obrigkeit. Und sie sind von diesem ihrem Wahne so fanatisirt, daß sie die gegenwärtigen Inhaber der obrigkeitlichen Gewalt mit Mord und Vernichtung bedrohen und verfolgen. Haben wir doch aus allen zivilisirten Ländern der Welt Beweise davon! War doch selbst unser allgeliebter erster Kaiser, Wilhelm I., in seinem Leben mehrfach dermaßen bedroht, daß er nur besonderem göttlichem Schutze die Rettung seines Lebens verdankte! In den Augen jedes vernünftigen Menschen ist dieser sog. Anarchismus natürlich ein unheilvoller Wahn und sein mordsüchtiges Vorgehen ein verbrecherischer Wahnsinn. Daß aber selbst in unserem hochgebildeten Jahrhundert und mitten in der Christenheit eine solche Anschauung aufkommen und eine solche Partei sich bilden kann, ist ein betrübender Beweis einestheils dafür, wie viele dem Einfluß des Christentums sich verschließen, und andernteils dafür, wie wenig die Geistes- und Verstandesbildung vor der greulichsten sittlichen Verirrung schützt. Vernunft und Christentum lehren uns, daß es in jeder geordneten menschlichen Gesellschaft Vorgesetzte und Untergebene, Aufseher und Beaufsichtigte, Anordnende und Ausführende,

Befehlende und Gehorchende, Herrschende und Beherrschte, Obrigkeit und Unterthanen geben muß, und daß demzufolge auch die ersteren von den letzteren geachtet werden müssen. So ist es und muß es sein in allen menschlichen Lebens-Beziehungen und Verbindungen, in der Familie, im Staate, im Beruf, ja in gewisser Hinsicht auch in der Kirche. Das haben auch von alters her die Menschen erkannt und zur Ausführung gebracht. Als einst in Rom eine Empörung des Volks gegen diejenigen entstand, welche die obrigkeitliche Macht in Händen hatten, und dieser Aufstand zu einem Auszug der Aufreißerischen aus der Stadt führte, brachte Menenius Agrippa dieselben dadurch zur Einsicht und Ruhe zurück, daß er ihnen die bekannte Fabel erzählte von den Gliedern des Leibes, die sich gegen den ihrer Meinung nach unthätigen und unnützen, bloß konsumierenden und nicht produzierenden Magen, dem sie alle dienen müßten, auflehnten und ihm die Nahrung vorenthielten, worauf sie bald so schwach wurden, daß sie erkannten, die von ihnen thörichterweise beanstandete Einrichtung sei doch höchst vernünftig und nützlich.

Gewiß, liebe Christen, wenn auch alle übrigen Standesunterschiede entbehrlich wären, worüber wir ja kein Urtheil abzugeben haben, der Unterschied von Vorgesetzten und Untergebenen ist unentbehrlich für die Menschheit. Davon laßt uns weiter reden und erwägen, wie dieser Unterschied in den verschiedenen Lebensbeziehungen, in welchen wir Menschen auf Erden stehen, sich geltend macht. Betrachten wir zuerst den Staat, die bürgerliche Verbindung der Menschen untereinander. Da begegnen wir sofort dem Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Jene bilden die Obrigkeit, an deren Spitze in monarchischen Staaten der erbliche Regent und in Republiken der zeit-

weilig gewählte Präsident steht; diese dagegen sind die Bürger des Staates. Der Unterschied von Obrigkeit und Unterthanen beruht aber auf Gottes Willen und Anordnung, denn die Obrigkeit soll seine sichtbare Stellvertreterin auf Erden sein, welche nach bestem Wissen und Gewissen Recht und Gerechtigkeit handhabt und gesetzt ist zum Schutze der Guten und zur Bestrafung der Bösen. Sie übt also ihre weitreichende Gewalt, eine Gewalt über Leben und Tod, von Gottes Gnaden, darum sich auch der Regent einen Fürsten von Gottes Gnaden nennt, und damit seine Verantwortlichkeit vor Gottes Gericht bekundet. So meint es Gottes Wort, wenn es sich über das göttliche Recht und die Aufgabe der Obrigkeit so ausspricht: es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet; . . . sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut, . . . eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut (Röm. 13, 1 ff.). Mit dieser deutlichen Erklärung stimmt auch das vollständig überein, wie sich unser Herr und Heiland über das Recht der Obrigkeit ausspricht. Er erklärt dem römischen Landpfleger gegenüber, als er vor dessen Gericht steht und dieser ihn mit der Drohung: weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen und dich loszulassen? einschüchtern will: du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben! (Joh. 19, 10—11.) Es unterliegt demzufolge für uns, liebe Christen, keinem Zweifel, daß die staatliche Obrigkeit eine göttliche Stiftung ist.

Blicken wir weiter auf die Familie. Auch in ihr besteht der Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Jene sind die Eltern, diese die Kinder, die übrigen Familienangehörigen im Hause und die dienenden oder helfenden Hausgenossen. Wir können keinen Augen-



blick daran zweifeln, daß die Stellung der Eltern als Hausvorstand auf dem Willen und der Anordnung Gottes beruht, daß die Eltern seine sichtbaren Stellvertreter in der Familie sein sollen. Wenn es uns nicht bereits die Vernunft lehrte, daß den Eltern diese Stellung zukommt, so könnten wir es daraus abnehmen, daß das Wort Gottes die übrigen Hausgenossen und insbesondere die Kinder anweist, den Eltern Gehorsam zu erzeigen, und auf die Erfüllung dieses Gebotes sogar eine besondere Verheißung setzt (Eph. 6, 1 ff.; Kol. 3, 20 ff.).

Ja, auch auf dem Gebiet der Kirche ist der Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen bemerklich, wenn derselbe auch, wie es in der Natur der Sache liegt, in ausschließlich geistiger Weise sich geltend macht. Neben wir doch von Vorstehern der Kirchengemeinden, und lesen in der Heiligen Schrift, daß von Anfang des Bestands der christlichen Kirche an überall da, wo christliche Gemeinden entstanden, denselben auch Vorsteher gesetzt wurden. In der ältesten Kirche waren als die obersten Vorsteher die Apostel anerkannt, und diese sorgten den neu entstehenden Christengemeinden für besondere Vorsteher. Diese führten den Namen Presbyter oder Älteste, Bischöfe oder Aufseher, und von ihnen wird in Gottes Wort gesagt, daß sie der Heilige Geist eingesetzt habe in ihr Amt (Apg. 20, 28). Von den Aposteln aber, welche zuerst allein das Vorsteheramt inne hatten, wird uns berichtet, daß der Heiland selbst sie eingesetzt habe (Matth. 10, 1 ff.; Mark. 3, 13 ff.; Luk. 6, 12 ff.; Apg. 9, 15; 26, 16), und er ist es, der in Bezug auf sie sagt: wer euch höret, der höret mich! (Luk. 10, 16) und: gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch! (Joh. 20, 21.) Ihr erschet aus all dem, liebe Christen, daß es unseres Heilands und damit Gottes Wille und An-

ordnung ist, daß auch in seiner Kirche ein Amt bestehen soll, das den Gemeinden vorzustehen und an ihnen den Dienst der Gnadenmittel zu verwalten hat.

Der Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ergibt sich endlich auch als selbstverständlich und unvermeidlich auf dem großen und weiten Gebiete des Berufs. Jeder Beamte hat seinen Vorgesetzten, dem das Recht zusteht, ihn in seinen Dienst einzuweisen, ihn in der Ausführung desselben zu beaufsichtigen und ihn über diese zur Rechenschaft zu ziehen. Der Meister in der Werkstätte ist der natürliche Vorgesetzte seiner Gesellen und Lehrlinge, und erhebt mit Recht den Anspruch, diesen seine Anordnungen vorzuschreiben, welchen sie nachkommen müssen. Der Gutsherr verhält sich gerade so seinen Knechten, Mägden, Tagelöhnern, und der Fabrikherr seinen Angestellten und Arbeitern gegenüber, und Gottes Wort räumt ihnen diese Stellung als eine rechtliche ein, wenn es den Untergebenen Gehorsam befiehlt. Deutlich erkennt unser Heiland ihre Stellung an, wenn er sagt: der Jünger ist nicht über seinen Meister und der Knecht nicht über seinen Herrn! (Matth. 10, 24) und: der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr, noch der Apostel größer, denn der ihn gesandt hat! (Joh. 13, 16.)

Ueberall tritt uns, liebe Christen, auf allen Gebieten des Erdenlebens ein Unterschied des Standes und Ranges entgegen, den wir ganz naturgemäß finden müssen, ja, der in den angeführten Fällen sogar durch Gottes Wort ausdrücklich als auf göttlicher Anordnung beruhend bezeichnet wird. Da ist es denn keine Frage, daß er auch beachtet und berücksichtigt werden muß, und zwar von beiden Seiten, von seiten der Vorgesetzten sowohl, als der Untergebenen.

III. Was folgt daraus für die Vorgesetzten oder Höhergestellten? Das ist die erste Frage, die ihr aufwerfen werdet, liebe Christen. Ich antworte darauf: vor allem, daß sich dieselben ihrer Stellung nicht hochmütig überheben, sich über die ihnen Unterstellten nicht stolz hinwegsetzen, sie wohl gar wegen deren untergeordneter Stellung mißachten und sich als etwas Besseres als sie betrachten. Ihre Aufgabe ist vielmehr die, daß sie dieselben als ihre Brüder und Schwestern in Christo erkennen und schätzen, und daß sie ihre eigene Stellung als eine solche verstehen und auffassen, die sie nicht eigenmütig, selbst- und herrschsüchtig ausbeuten dürfen, sondern die sie zur liebevollen, sanftmütigen Behandlung und Leitung der ihnen Unterstellten und damit zum Wohl des Ganzen anwenden müssen. Auch ihnen gilt die Mahnung unseres Textes: „thut Ehre jedermann!“ (1 Petr. 2, 17), mit welcher die andere übereinstimmt: Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor! (Röm. 12, 10). O, wie viel besser würde es doch im Verhältnis der Menschen zu einander stehen, wenn diese Mahnungen von den Vorgesetzten zur Nichtschmurr ihres Verhaltens ihren Untergebenen gegenüber genommen, wenn sie überhaupt von den in ihren Verhältnissen besser Situierten denjenigen gegenüber befolgt würden, welche in geringeren Vermögensumständen sich befinden! Unendlich viel wird, das läßt sich nicht leugnen, gefehlt und verdorben durch den ebenso unverständigen als verletzenden Stolz, den die Höher- und Bessergestellten den Niedriger- und Geringerstehenden gegenüber walten und den sie diese rücksichtslos und grausam fühlen lassen. Wenn in unserer Zeit die Kluft zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft so weit geworden ist, wenn es sogar zum Klassenhaß der Geringeren gegen die sog. Höheren gekommen ist, so trägt an diesem höchst

bedenklichen Zustand nicht den geringsten Teil der Schuld die unchristliche Ueberhebung der letzteren. Mögen sie sich durch Gottes Wort aufgefordert und gemahnt sein lassen: Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen! (Röm. 12, 16). So seid nun Gottes Nachfolger oder Nachahmer! werden wir Christen ermahnt. Mögen sie Gottes Nachfolger werden, von dem gesagt ist: wer ist, wie der Herr, unser Gott, der sich so hoch gesetzt hat und auf das Niedrige siehet, im Himmel und auf Erden, der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und erhöht den Armen aus dem Kot! (Psalm 113, 5—7), ja von dem geradezu gerühmt wird: Was thöricht und schwach ist vor der Welt, das Uedle und Verachtete vor der Welt, das hat Gott erwählt und das nichts ist! (1 Kor. 1, 27—28). Mögen sie das Vorbild unseres Heilands sich zum Muster nehmen, der mit der Wahrheit von sich bezeugen durfte: ich bin sanftmütig und von Herzen demüthig (Matth. 11, 29), und die Mahnung seines Apostels beherzigen: nichts thut durch eitle Ehre, sondern durch Demut achtet euch unter einander einer den andern höher, denn sich selbst! (Phil. 2, 3).

Ich wende mich bei der Besprechung der Pflichten der Höhergestellten zuerst wieder an die Vorgesetzten im Staate, an die obrigkeitlichen Personen. Wahrlich, sie haben es nicht schwer, sich bei ihren Untergebenen geachtet und beliebt zu machen, wenn sie nur das hochfahrende, übermüthige Wesen und Gebahren lassen und eines gerechten, liebevollen, leutseligen Verhaltens und Benehmens in und außer dem Amte sich befleißigen wollen. Wie leicht ist es insbesondere den Fürsten, Regenten und ihren Familienangehörigen gemacht, sich die begeisterte Anhänglichkeit des Volks zu erwerben durch freundliche Herablassung zu demselben und durch milde Berücksichtigung seiner Anliegen.

Doch darf Menschengefälligkeit bei den obrigkeitlichen Personen niemals die streng gewissenhafte Wahrung und Handhabung des Rechts beeinflussen. Wie unendlich viel kommt doch darauf an, daß recht regiert und verwaltet wird! Und wie schlimm ist es in einem Staate bestellt, in welchem die Obrigkeit willkürlich, ungerecht ihres wichtigen Amtes waltet! Darum gebietet Gott den obrigkeitlichen Personen: Richter und Amtsleute sollst du setzen in deinen Thoren . . ., daß sie das Volk richten mit rechtem Gericht; du sollst das Recht nicht beugen und sollst auch keine Person ansehen noch Geschenke nehmen, denn die Geschenke machen die Weisen blind und verkehren die Sache der Gerechten (5 Mos. 16, 18—19), und: verhöret euere Brüder und richtet recht zwischen jedermann . . ., keine Person sollt ihr im Gericht ansehen, sondern sollt den Kleinen hören, wie den Großen, und vor niemandes Person euch scheuen, denn das Gerichtamt ist Gottes! (5 Mos. 1, 16—17). O, daß das alle, welche mit einem obrigkeitlichen Amte betraut sind, vom Regenten an, als dem obersten Beamten des Staates, bis zum untersten Beamten sich wollten als Regel und Richtschnur in ihrer Amtsführung dienen lassen! Indessen, das Richteramt ist nur der eine Teil des obrigkeitlichen Dienstes. Von nicht geringerer Wichtigkeit ist der andere Teil, die Verwaltung und Gesetzgebung. Wie durch gute, angemessene Gesetze das Wohl der einzelnen Staatsbürger und das Gedeihen des Staates befördert wird, so kann durch verkehrte, schlechte Gesetze ungeahntes Unheil angerichtet werden. Und wiederum können auch die besten Gesetze nichts nützen, wenn sie nicht kräftig gehandhabt und energisch ausgeführt werden. Begreifet ihr, liebe Christen, von welcher unermesslichen Wichtigkeit die rechte Amtsführung der Obrigkeit ist? Wahrlich, nicht ohne Grund nennt das Wort Gottes die Träger dieses

Antes Hirten (4 Mos. 27, 17), Heilande (Nicht. 3, 9), ja sogar Götter (2 Mos. 22, 8—9).

Ich wende mich weiter an die Vorgesetzten in der Familie, an die Eltern des Hauses. Welch bedeutungsvolle Stellung haben sie inne! Sie haben das zeitliche Wohl ihrer Familienangehörigen zu besorgen, denn das ist ihnen eingeschärft durch die Vorstellung des göttlichen Wortes: so jemand die Seinen, sonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, denn ein Heide (1 Tim. 5, 8). Darum wird ein solcher, zumal wenn er sich Christ nennt, auch härter denn ein Heide bestraft werden. Himmelschreiende Beispiele von Vernachlässigung, Verwahrlosung, Mißhandlung, welche sich Eltern gegen die Ihrigen, seien es Kinder oder andere Hausgenossen, zu Schulden kommen lassen, werden nicht selten bekannt! Der gerechte Gott ist Rächter über das alles. — Und doch ist die Sorge für das leibliche und irdische Wohl nicht die oberste Aufgabe der Eltern. Ueber dieser steht die Sorge für das geistige, und am höchsten die Sorge für das geistliche Wohl und Heil der Ihrigen. Möchtet ihr Eltern euch doch der wohl schweren, aber unerläßlichen Pflicht der Erziehung mit ganzem Ernste annehmen, und die Mahnungen gewissenhaft befolgen, die euch das Wort Gottes vorschreibt, wenn es euch zuruft: ihr Väter, ziehet euere Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zu dem Herrn (Eph. 6, 4)! Ja, das ist die oberste von eueren christlichen Elternpflichten, daß ihr die Euren dem Heiland zuführet, dessen Jünger ihr selbst seid und bei dem ihr das Heil eurerer Seelen gefunden habt. Und diese Pflicht habt ihr nicht allein gegen euere Kinder zu üben, sondern auch gegen euere dienenden Hausgenossen, zumal wenn diese noch im jugendlichen Alter stehen. Wie wird aber diese vornehmste Elternpflicht ver-

säumt, und welche verdammenden Anklagen werden einmal im Gerichte Gottes gegen sie von denjenigen erhoben werden, an welchen die Verfümmis geschehen ist! Liebe Christen, laßt uns der Verantwortung eingedenk sein, der wir als Eltern entgegengehen!

Ich wende mich ferner an die Vorsteher der kirchlichen Gemeinden, insbesondere an diejenigen unter ihnen, welchen das Gnadenmittelamt übertragen ist und welche man in bevorzugter Weise Geistliche nennt. Sie stehen in der höchsten Gemeinschaft, die es für uns Menschen giebt, und verwalten das köstlichste Amt, das auf Erden besteht. Ihnen giebt Gott in seinem Worte die genauesten Vorschriften und die ernstesten Mahnungen, Verheißungen und Drohungen. Sie sollen der sündigen und mit der mannigfaltigen Noth des Lebens kämpfenden Menschheit das Heil anbieten, das ihr der Heiland durch sein Leben, Leiden und Sterben auf dieser Erde erworben hat. Dies ist zunächst und vor allem das geistliche Heil: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Sodann aber ist es auch das äußere Heil: die Befreiung von den Folgen der Sünde, vom Uebel und Tod, die zwar in der gegenwärtigen Weltzeit nur in ihren Anfängen sich kundgiebt, in dem zukünftigen Weltalter aber in vollem Umfang sich verwirklichen wird. Zur Erlangung dieses geistlichen und äußeren Heils sollen sie die Menschen anweisen und zu dem Ende ihnen das Evangelium von der Erlösung und dem Reich Gottes verkündigen. Das sollen sie thun nicht allein in Uebereinstimmung mit Gottes Wort und mit dem Bekenntnis der Kirche, sondern nicht minder mit innerer Ueberzeugung, aus eigener Herzens- und Lebenserfahrung heraus und in Beweisung des Geistes und der Kraft. Bei dieser Verkündigung sollen sie das Wort Gottes recht teilen (2 Tim. 2, 15), und

somit jedem Stand und Berufe seine Pflichten vorhalten, den Hochgestellten wie den Niedrigstehenden, den Befehlenden wie den Gehorchenden, den Geschäftsunternehmern wie den Arbeitern, den Männern wie den Frauen, den Alten wie den Jungen, den Reichen wie den Armen, und dabei anhalten mit Strafen, Drohen, Ermahnen, es sei zur rechten Zeit oder zur Unzeit (2 Tim. 4, 2). Dabei sollen sie den Christen ein Vorbild abgeben in Gesinnung und Wandel, damit sie sich selbst selig machen und diejenigen, welche sie hören (1 Tim. 4, 12. 16). Und in diesem unserem Dienste solltet ihr, die Vertreter der Kirchengemeinde, uns helfend zur Seite stehen. Euch wie uns hält unser Heiland die Ermahnung zur Treue vor in den Worten: nun suchet man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden! (1 Kor. 4, 1.) Lassen wir uns das gesagt sein!

Ich wende mich endlich an die Vorgesetzten auf den verschiedenen Gebieten des irdischen Berufs. Ihnen liegt die Versuchung nahe, ihren Untergebenen gegenüber entweder die über- und hochmütigen Herren zu spielen oder in eigennütziger Weise die Arbeitskraft ihrer Arbeiter auszubeuten. Möchten sie doch, Arbeitgeber und Aufseher, in ihrem Verhalten gegen ihre Untergebenen von der christlichen Bruderliebe sich regieren lassen und die Mahnungen befolgen, die ihnen Gottes Wort vorhält: ihr Herren (Vorgesetzte) thut dasselbige (nämlich was ihr von ihnen verlangt, daß sie euch die schuldige Ehre erweisen) auch gegen sie (eure Untergebenen) und lasset das Drohen und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person (Eph. 6, 9), und: ihr Herren (Vorgesetzte), was recht und billig ist, das beweiset den Knechten (euren Untergebenen) und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet! (Kol. 4, 1.)



Nur dann, wenn alle Vorgesetzten sich von den Grund= sätzen leiten lassen, welche diese Aussprüche des göttlichen Wortes ihnen kund thun, kann die leider jetzt bestehende Kluft zwischen den verschiedenen Ständen ausgeglichen und der häßliche und gefahrdrohende Klassenhaß in Ehrerbietung und Liebe umgewandelt werden.

IV. Dazu ist aber freilich auch nötig, daß die Unter= gegebenen ihrerseits bestrebt sind, ihre Berufspfllichten gewissenhaft zu erfüllen. Liebe Christen, es läßt sich nicht leugnen, daß diejenigen, welche sich in der Stellung von Untergebenen befinden, heutzutage vielfach in eine schlimme Verbitterung, ja sogar in eine bedenkliche Empörung und Auflehnung hineingeraten sind, die sich zunächst in ihrem Innern regt. Vielfach ist diese betrübende Erscheinung auf Verhezung und Aufreizung zurückzuführen, und die, welche sie zu ihrem Geschäfte gemacht haben, tragen eine schwere Verantwortung, denn sie machen damit ihre Opfer nicht allein innerlich unglücklich, sondern sie bereiten auch damit verhängnisvollen Aufstand und Aufruhr vor. Muß nicht der Untergebene sich innerlich unglücklich fühlen, wenn er die Zufriedenheit mit seiner Stellung im Leben eingebüßt hat? Werden nicht böse Leidenschaften, wie der Neid, die Mißgunst, die Begehrlichkeit seine Gesinnung vergiften? Und wird nicht die natürliche Folge davon die sein, daß er, nachdem die innerliche Auflehnung in ihm geweckt ist, auch zu äußerer Empörung und zum Aufstand gegen die bestehende Ordnung bereit ist und auch vor Anwendung der Gewalt nicht mehr zurückschreckt, wenn er davon einen Erfolg für Besserung seiner Lage hofft? Wer könnte es verkennen, daß wir unter einem empörungsfüchtigen Geschlecht leben und auf einem vulkanischen Boden wandeln, daß unsere Zeit mit einer staatlichen und gesellschaftlichen

Revolution, mit einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden politischen und socialen Ordnung schwanger geht! Ja, wir dürfen überzeugt sein, daß nur noch Ein Mittel dieser verhängnißvollen Katastrophe vorbeugen kann, wenn es nämlich gelingt, den verschiedenen Klassen der Bevölkerung eine bessere Gesinnung einzulößen als diejenige ist, welche sie gegenwärtig beherrscht, und das kann nur die christliche Gesinnung der Liebe und Pflichttreue sein. Ach, daß die Herzen der Menschen sich ihr öffnen wollten!

Ich rufe zu derselben zuerst die untergebenen Glieder der Familie auf, die Kinder und dienenden Hausgenossen. Nehmet zu Herzen die Aufforderung des Gotteswortes: seid gehorsam den Eltern in dem Herrn, denn das ist billig; ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, welches Verheißung hat, auf daß es dir wohl gehe auf Erden! (Eph. 6, 1—3). Gottes Wort kann nicht gebrochen werden, und was der Herr zusagt, das hält er gewiß. Wenn ihr also glücklich werden wollt im Erdenleben — und wer wollte das nicht? —, dann gehorchet dieser Mahnung, und das thut um so williger, als die Uebertretung derselben das Gegenteil der Verheißung auf euch herabziehen würde, das Gericht Gottes, das schauerlich herausklingt aus der Drohung: ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die Adler fressen (Spr. 30, 17).

Ich rufe ferner zu getreuer Pflichterfüllung auf die Untergebenen im Staate. Ihnen sagt vor allem unser Heiland selbst: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, gleichwie Gott, was Gottes ist! (Matth. 22, 21). Er stellt die Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit im Staate in gleiche Linie mit der gegen Gott, denn die Obrigkeit ist eine göttliche Ordnung. Darum ermahnt Gottes Wort die

Staatsbürger: jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat! und warnt: wer sich wider die Obrigkeit setzt, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen! (Röm. 13, 1—2). Und diese Unterthänigkeit soll nicht eine bloß erzwungene sein bei euch, ihr Christen, sondern es soll um des Gewissens willen, also um Gottes und seines Gebotes willen geschehen, daß ihr der Obrigkeit gebet, was ihr derselben schuldig seid: Schoß, dem Schoß gebühret, Furcht, dem Furcht gebühret, Ehre, dem Ehre gebühret (Röm. 13, 5—7). Zudem, ihr Christen habt noch eine besondere Pflicht der Obrigkeit gegenüber zu erfüllen, das ist die Pflicht der Fürbitte, denn ihr werdet gemahnt: so ermahne ich euch nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Dankagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit! (1 Tim. 2, 1—2). Fraget euch doch, liebe Christen, wie ihr diesem Befehle nachkommet, und versäumet nicht länger diese Christenpflicht! Dann werdet ihr am sichersten bewahrt bleiben vor dem, wovor uns Gottes Wort warnt in dem Zuruf: mein Kind, fürchte den Herrn und König und menge dich nicht unter die Aufrührerischen! (Spr. 24, 21), und wovor seiner Zeit der Heiland seinen heißblütigen Jünger Petrus, als derselbe zu seiner Verteidigung im Garten Gethsemane das Schwert zog, warnte in den Worten: stecke dein Schwert an seinen Ort, denn wer das Schwert nimmt (nämlich gegen die Obrigkeit), der soll durch das Schwert umkommen! (Matth. 26, 52).

Ich rufe zur Wahrnehmung ihrer Pflichten weiter auf die Glieder der kirchlichen Gemeinden. Bei ihnen handelt es sich nicht um Gehorsam gegen Gesetze, welche das

äußere Leben betreffen, sondern um Gehorsam gegen Vorschriften, die das Heil der Seele angehen. Das ist der Zweck, den die Kirche verfolgt. Darum liebe Christen, ermahnt uns das Wort Gottes: gehorchet eueren Lehrern (Predigern und Seelsorgern) und folget ihnen, denn sie wachen über euere Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen, auf daß sie das mit Freuden thun und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut (Hebr. 13, 17). Die Diener des Herrn thun ein überaus heilsames Werk an euch. Deshalb dürfen sie auch mit dem Apostel erwarten, daß ihr erkennet, die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem Herrn und euch vermahnen, und daß ihr sie desto lieber habet um ihres Werks willen und friedsam seid mit ihnen (1 Thess. 12, 13). Höret das, liebe Zuhörer, daß ihr friedsam seid mit eueren Seelsorgern, und also euch willig sagen lasset, was zum Frieden eurerer Seelen dient, wenn auch zuweilen die seelsorgerliche Mahnung, Warnung, Rüge euch bitter schmeckt. Haltet die Aeltesten, die wohl vorstehen, zwiefacher Ehren wert, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre! (1 Tim. 5, 17—18.)

Ich rufe endlich zur Erfüllung ihrer Pflichten auf diejenigen alle, welche in ihrem irdischen Berufsleben eine dienende und untergeordnete Stellung einnehmen. Liebe Brüder und Schwestern in Christo, nehmet an dieser eurerer Stellung keinen Anstoß, denn ihr seid ein notwendiges und unentbehrliches Glied in dem Organismus der Menschheit. Ein blinder Thor ist jeder, der das nicht einsieht! Ihr habt dazu noch keinen Geringeren zum Genossen, als unseren Heiland selbst, der von sich sagt: des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene (Matth. 20, 28). Darum schämet euch eueren Standes nicht, sondern machet demselben Ehre

dadurch, daß ihr zu Herzen nehmet, was euch Gottes Wort vorschreibt über euer Verhalten: ihr Knechte (Untergebene) seid gehorsam euren leiblichen Herren (Vorgesetzten) mit Furcht und Zittern in Einfältigkeit eures Herzens, wie Christo; nicht mit Dienst allein vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern als die Knechte Christi, daß ihr solchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen; lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet und nicht den Menschen, und wisset, daß was ein jeglicher Gutes thut, das wird er von dem Herrn empfangen, er sei Knecht oder Freier (Untergebener oder Vorgesetzter) (Eph. 6, 5—8). Es ist allerdings nicht wenig, was von euch, ihr christlichen Arbeiter, gefordert wird. Ihr sollt eure Berufsarbeit verrichten in dem Bewußtsein: wir stehen im Dienste nicht bloß von Menschen, sondern des Herrn, unseres Heilands! Haltet euch das stets gegenwärtig, dann werdet ihr euere Arbeit eifrig und gewissenhaft, ja mit Furcht und Zittern vollziehen. Ihr werdet dann auch etwaige Widerwärtigkeiten im Dienst und Unbilden von seiten eurer Arbeitgeber geduldig und gelassen ertragen und verschmerzen, eingedenk dessen, daß der Herr euch in seinem Worte gebietet: seid unterthan mit aller Furcht euren Herren, und zwar nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen, denn das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht! (1 Petr. 2, 17—18.)

Da hätten wir denn, liebe Christen, die ganze Haus-tafel des Katechismus aufs neue an uns vorübergehen lassen. Wohl uns, wenn wir sie, jedes in seinem Stand und seiner Stellung, ernstlich beherzigen und eifrig befolgen! Damit wäre in der That die sociale Frage, die eine Rang- und Standesfrage ist, für uns gelöst! Amen.

---

## Sechste Predigt

über

1 Mos. 1, 27 und 2, 18.

„Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie einen Mann und eine Frau. — Und Gott der Herr sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! Wir haben seither die sociale Frage kennen gelernt als eine Arbeits-, Lohn-, Eigentums-, Rang- und Standesfrage. Aus dem Schriftwort, das ich eben verlesen habe, entnehmen wir heute, daß die sociale Frage auch eine Frauenfrage ist. Ihr sehet daraus, wie vielerlei bei Besprechung der sog. socialen Frage zu erwägen ist. Wenn wir noch zweifeln wollten, ob die sociale Frage in der That auch eine Frauenfrage sei, so müßte uns ein Blick auf das vielgelesene Buch, das ein Hauptführer einer großen Arbeiterpartei und Hauptvertreter des demokratischen Socialismus herausgegeben hat und das den Titel führt: „die Frau und der Socialismus“, davon überzeugen. In diesem Buche will der Verfasser den Nachweis führen, daß die Stellung, welche das weibliche Geschlecht seither in der menschlichen Gesellschaft eingenommen hat und gegenwärtig noch einnimmt, nicht die richtige

und naturgemäße, und daß deshalb eine völlige Umgestaltung dieser Stellung geboten sei. Er verlangt eine völlige Gleichstellung des Weibes mit dem Manne auf den Gebieten des häuslichen und öffentlichen Lebens, und will nicht mehr gelten lassen, daß der Geschlechtsunterschied dem Weibe eine andere Stellung im Familien-, Staats- und Berufsleben anweise, als dem Manne. Wir werden auf diese Anschauung, welche man mit dem Namen „Emancipation des Weibes“ bezeichnet, im Verlauf unserer Betrachtung noch weiter eingehen müssen. Es ist indessen dies berühmt gewordene Buch keineswegs das einzige, welches in der neueren Zeit über die Frauenfrage erschienen ist. Die Schriften über diesen Gegenstand sind vielmehr zahllos. Und das nicht allein. Auch die Zeitungen und Zeitschriften sind voll von Vor- und Ratschlägen über die künftige Stellung des weiblichen Geschlechts. Und nicht bloß schriftlich wird über dieselbe verhandelt, sondern allerwärts werden Versammlungen von Männern und Frauen abgehalten, in welchen dieser Gegenstand von Rednern und Rednerinnen erörtert wird. Ja, auch Frauen treten in unserer Zeit als Rednerinnen in solchen öffentlichen Versammlungen auf, und zwar nicht nur in Frauenversammlungen, sondern auch in Männerkonferenzen. Da wird denn in Schrift und Rede eine Reform, eine vermeintliche Verbesserung der Stellung des weiblichen Geschlechts geplant, und es werden die mannigfachsten Vorschläge in dieser Hinsicht vorgetragen. Nicht selten sind das Vorschläge, welche die ganze seitherige Anschauung über das, was den Frauen zusteht, auf den Kopf stellen, und die mehr oder weniger mit dem übereinstimmen, was in dem vorhin angeführten Buche ausgeführt ist. Höchst wunderliche und nicht selten ganz verschrobene Ansichten über diese Sache rumoren gegenwärtig in den Köpfen, und man kann

recht gespannt darauf sein, was aus dieser Bewegung der Geister hervorgehen und zur Einführung in das praktische Leben gelangen wird. Die sog. Frauenfrage berührt sich aber auf allen Seiten so eng mit der Religion und Sittlichkeit, daß wir Prediger an ihr nicht vorübergehen können, sondern sie auch auf der Kanzel zur Sprache bringen müssen. Für uns Christen steht es von vornherein fest, daß das Christentum die rechte Emancipation des Weibes gebracht und diesem die recht- und naturgemäße Stellung angewiesen hat, und deshalb ist es Pflicht der Diener der Kirche, den verkehrten Ansichten gegenüber, welche neuerdings auf dem Gebiete des Frauenlebens aufstauen, die Ansicht der christlichen Religion zu verteidigen und zur Geltung zu bringen. Das wollen wir denn auch in unserer heutigen Predigt thun, indem wir den Hauptsatz aufstellen:

**Die sociale Frage ist eine Frauenfrage,**

und denselben in der Weise besprechen, daß wir behaupten:

- I. selbständiger Frauenerwerb ist unter den gegenwärtigen socialen Verhältnissen notwendig,
- II. doch ist die völlige sociale Gleichstellung des weiblichen mit dem männlichen Geschlecht eine Verkehrtheit.

I. Selbständiger Frauenerwerb ist unter den obwaltenden socialen Verhältnissen notwendig. Darum handelt es sich nämlich, liebe Christen, bei dem Gegenstand, den wir besprechen, vor allem, um den Erwerb zur irdischen Existenz, zur Fristung des Lebens, und zwar um den selbständigen Erwerb. Frauenerwerb hat es ja zu allen Zeiten gegeben, das will sagen: Beteiligung des



weiblichen Geschlechts an der für das Erdenleben notwendigen Arbeit. In allen Ständen und Klassen der menschlichen Gesellschaft, die zur Beschaffung ihrer Existenzmittel auf die Arbeit angewiesen sind, haben die Frauen von jeher auch mitgeholfen an der Arbeit. Und höchstens nur in den reichen und hochgestellten gesellschaftlichen Kreisen des Morgenlandes und hier und da auch unseres Abendlandes hat man das weibliche Geschlecht von der Arbeit entbunden, oder es hat sich selbst von derselben entbunden. In den anderen Klassen ist es Herkommen und Sitte, daß die Frauen mitarbeiten. Aber diese ihre Arbeit geschieht in der Familie und ist keine selbständige, die weiblichen Mitglieder der Familie haben keinen eigenen Erwerb, wenn sie auch an dem Erwerb des Familienvaters teil nehmen. Sie verrichten nur das ihnen zugefallene Teil der Hausarbeit, und das ist das ihrer weiblichen Natur und deren Kräften entsprechende leichtere Arbeitsteil. Wenigstens findet dies da statt, wo das Familienleben in gesetzmäßiger Weise sich entwickelt. Wir bestreiten damit nicht, daß es auch mitunter den weiblichen Gliedern des Hauses Arbeit trägt, die ihnen eigentlich nicht zugemutet werden sollte, weil sie zu schwer für sie und ihre natürlichen Kräfte ist. Hauptsächlich ist es die Führung des inneren Haushalts, welche der Ehefrau, den Töchtern und den dienenden Hausgenossinnen zugefallen ist, und die hiermit verbundene Arbeit ist unzweifelhaft eine ihrer weiblichen Natur angemessene. Sie hat sich aber mitunter ziemlich weit erstreckt und ausgedehnt, so daß eine förmliche Hausindustrie daraus geworden ist. So haben die Frauen in früheren Zeiten auch die Bereitung der Kleidung für die Hausgenossen, das Spinnen, Weben, Nähen und Stricken besorgt, und üben diese Beschäftigungen zum Teil noch fortwährend. Doch sind dies immer noch Be-

schäftigungen, welche der weiblichen Natur nicht widerstreben. Von der schweren Arbeit dagegen, welcher die stärkere Natur des männlichen Geschlechts gewachsen ist und welche der Beruf des Mannes mit sich führt, finde sie nun im Handwerk, im Gewerbe oder in der Landwirtschaft statt, sollten die weiblichen Familienglieder frei bleiben.

Allein es hat von alters her Zustände im Leben der Menschen gegeben und giebt deren noch, wo dem weiblichen Geschlecht auch in der Familie allzu anstrengende Arbeit aufgebürdet wird. Unter rohen, uncivilisirten Völkern zieht es der Mann vor, außer den Beschäftigungen der Jagd, der Fischerei und des Kriegs sich dem Nichtsthun hinzugeben und überläßt seinen weiblichen Angehörigen den Ackerbau und die Viehzucht. Und auch unter christlichen und civilisirten Völkern zwingt zuweilen die harte Noth des Lebens den Frauen auch harte Arbeit auf. Am Schlusse des 30jährigen Krieges war die männliche Bevölkerung in unserem Vaterland so verringert, daß in manchen Gegenden die Frauen nicht nur den Ackerbau verrichten, sondern sogar selbst den Pflug ziehen mußten. Und so können wir es auch noch heute in ärmeren Landesteilen beobachten, daß die weiblichen Familienglieder die anstrengendsten Arbeiten mitthun.

Das sind schon mißliche Zustände, liebe Christen, aber sie werden noch bedeutend verstärkt dadurch, daß so viele Mädchen in unseren Tagen nicht zum Heiraten kommen. Man will es statistisch festgestellt haben, daß von 100 heiratsfähigen Mädchen 30—40 unverheiratet bleiben? Woher kommt das? Das rührt zum Theil daher, daß mehr Mädchen geboren werden, als Knaben, zum anderen Theil aber daher, daß viele Jünglinge nicht heiraten können oder mögen. So weit nun diese unverheirateten Mädchen in ihren eigenen

oder auch in fremden Familien als Gehilfsinnen in der Führung des Haushalts oder zur Wartung und Erziehung der Kinder eine Heimat finden, ist für sie gesorgt. Aber in diesem glücklichen Falle sind doch bei weitem nicht alle. Theils finden sie eine solche Unterkunft nicht, theils verschmähen sie auch dieselbe, weil sie nach größerer Freiheit gelüftet. Was soll nun aus diesen werden? Wenn sie Vermögen besitzen, so hat es wohl keine Not. Aber das ist bei den meisten von ihnen nicht der Fall. Für sie muß doch ein selbständiger Erwerb gesucht und geschaffen werden, wenn nicht höchst schlimme Zustände eintreten sollen. Noch der geringere dieser schlimmen Zustände ist die Männerjagd, welcher sich die Mädchen hingeben. Sie wollen unter jeder Bedingung zur Ehe und dadurch zur Versorgung gelangen, und merken kaum, wie sehr sie sich nicht selten dabei herabwürdigen. Ohne Herzensneigung werfen sie sich dem ersten besten Manne in die Arme und fragen gar nicht darnach, ob derselbe in religiöser und sittlicher Hinsicht ihrer würdig ist und ob sein seitheriges Verhalten eine glückliche Zukunft im Ehestande verbürgt. Sie lassen sich zur widerwärtigen Gefallsucht und häßlichen Koketterie, ja, sie lassen sich sogar zu noch viel Aergerem, zur Aufopferung ihrer Keuschheit verleiten, um dadurch ihr Ziel zu erreichen. Ein noch viel schlimmerer und ohne Zweifel der betrübendste und bedenklichste Zustand, den das Unverheiratetbleiben der Mädchen nach sich zieht, ist die scheußliche Prostitution. Es soll nämlich vielfach vorkommen, daß Mädchen, die keinen Beruf und Ernährungsweig finden, durch die Not auf den Weg der Unsittlichkeit gedrängt und zu Priestertinnen des Lasters gemacht werden. Dieser entsetzlichen Gefahr, welcher das weibliche Geschlecht, freilich und leider durch die Nichtswürdigkeit der Männer, ausgesetzt ist, muß mit

aller Energie dadurch vorgebeugt werden, daß passende Erwerbszweige für seine unverheiratet bleibenden Glieder aufgefunden werden.

Was sollen nun aber das für Berufsarten sein? Als Norm muß bei Auffuchung derselben jedenfalls gelten, daß dieselben der weiblichen Natur angemessen sind. Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß man diese Norm nicht immer eingehalten hat. Es sind auch jetzt Bestrebungen im Gange, welche offenbar die rechten Grenzlinien überschreiten. Wir haben nicht die Aufgabe, liebe Christen, in unserer Predigt darüber Entscheidung zu treffen, welche Berufsweisen sich für das weibliche Geschlecht eignen und welche nicht, und eine allgemein gültige Auswahl für dasselbe aus der Menge der Berufsarten zu machen. Doch seien mir einige Bemerkungen vom religiös-sittlichen Standpunkt aus hierüber gestattet.

Vor allem weise ich darauf hin, daß in nicht wenig Erwerbszweigen die Frauen von alters her herkömmlich zugelassen werden, namentlich in den niederen. Sie arbeiten außerhalb ihres eigenen Heims als Tagelöhnerinnen, Wäscherinnen, Büglerinnen, Schneiderinnen, Näherinnen, und werden als Dienstboten in den verschiedensten Zweigen der Hauswirtschaft verwandt. Daraus dürfen wir wohl schließen: Können die Frauen in diesen niederen Berufszweigen arbeiten, warum nicht auch in manchen höheren? Und in der That finden wir sie auch in solchen bereits seit längerer Zeit beschäftigt. Sie wirken als Handlungsgehilfinnen, Verkäuferinnen und Comptoiristinnen in kaufmännischen Geschäften, oder auch als Telegraphistinnen auf der Post und Eisenbahn. Allein diese letztgenannten Berufsarten führen wenigstens zum Teil die Mädchen aus dem Hause hinaus und nicht etwa in ein anderes Haus, sondern in die Oeffent-

lichkeit, in den Verkehr mit dem Publikum hinein, und insofern sind sie der Bewahrung der echten Weiblichkeit nicht günstig. Doch mögen sie aus Rücksicht auf die sociale Noth noch ergriffen werden. Aber entschieden warnen muß ich jede Jungfrau, Kellnerin zu werden, denn dieser Dienst ist nach allgemeiner Erfahrung ein geradezu verführerischer und sittenverderblicher. — Es wird vielleicht gefragt werden: wie ist es mit dem Beruf der Schauspielerin? Ich antworte: ich halte denselben, abgesehen von allem übrigen, schon deshalb als ungeeignet für das Weib, weil er es zur öffentlichen Schaustellung nötigt und noch obendrein dem beständigen Urtheil des Publikums hinsichtlich seiner Leistungen preisgibt. Beides aber gefährdet den weiblichen Charakter. — Viel geeigneter für unsere unverheiratet bleibenden Schwestern sind zwei andere Berufsweisen, als Lehrerin und Krankenpflegerin. Auch in unseren deutschen Staaten hat man keinen Anstand genommen, an Volks- und Stadtschulen, wie an höheren Töchterschulen Lehrerinnen anzustellen, und die Mädchen nehmen keinen Anstoß daran, sich für dieses Fach förmlich vorzubereiten und auszubilden, so daß sie die staatlich angeordneten Prüfungen bestehen können. Schon ehe diese Verwendung von Lehrerinnen an öffentlichen Schulen geschah, hatten sich viele Jungfrauen dem Beruf als Hauslehrerinnen, wie auch als Lehrerinnen an Privatschulen für den Unterricht in weiblichen Arbeiten und anderen Lehrfächern gewidmet. Es wird diesen Lehrerinnen im allgemeinen das Zeugnis gegeben, daß sie ihren Dienst gewissenhaft und mit gutem Erfolg verrichten. Ganz ausschließlich gehört aber die Kleinkinderschule, der Kindergarten, die Kleinkinderbewahranstalt, die Krippe dem weiblichen Geschlecht als Berufszweig, und viele Jungfrauen sind in demselben thätig. —

Der andere nicht minder geeignete Beruf für das weibliche Geschlecht ist die Krankenpflege. Wir sind in der That den Männern den größten Dank schuldig, welche den evangelischen Jungfrauen den Weg zum geordneten Krankenpflege-dienst gebahnt haben, indem sie das altchristliche Institut der weiblichen Diakonie in der evangelischen Christenheit ins Leben riefen. Seitdem sind es Tausende von Jungfrauen, welche sich dem Diakonissenberuf gewidmet und in diesem schweren Dienst wahre Befriedigung gefunden haben. Und seitdem sich die evangelischen Diakonissen in den letzten großen Kriegen, die unser Vaterland zu führen hatte, gleich den katholischen barmherzigen Schwestern als Pflegerinnen der verwundeten oder erkrankten Soldaten so glänzend bewährt haben, sind auch die bis dahin vorhandenen Vorurteile gegen sie verschwunden, und allgemein ist die Achtung und Wertschätzung, die ihnen gezollt wird. Das Wesentliche dieser Krankendiakonie besteht aber darin, daß sie unentgeltlich geübt wird und von geschulten Kräften. Die Diakonissenanstalten sind Krankenhäuser, in welchen die Eintretenden die Wartung der Kranken theoretisch und praktisch erlernen, und von welchen sie dann nach kirchlicher Weihe und Einsegnung zur Verrichtung ihres Amtes in Privathäusern und in Gemeinden abgesandt werden. Diese aber können sich nur durch Gaben an die Mutteranstalten erkenntlich erweisen. Die Mädchen legen bei ihrem Eintritt in den Diakonissendienst kein sie auf Lebenslang verbindendes Gelübde oder Versprechen ab, sondern können aus dem Verband wieder austreten, haben dagegen für den Fall eintretender Erkrankung, Invaldität oder Altersschwäche eine Versorgung in der Anstalt zu erwarten. Der Geist des Christentums, die Liebe des Heilands ist es, die diese Krankendiakonie ins Leben gerufen hat und die sie regiert.

Deshalb ist auch die unerläßliche Voraussetzung für den Diakonissenberuf die Gesinnung der Liebe, welche aus dem Herzensglauben an den Heiland geboren wird. Höchst überraschend ist es, wie lebhaft das Bedürfnis nach dieser Diakonie sich entwickelt hat. Die Nachfrage ist hier größer, als das Angebot. Darum darf ich getrost euch, ihr evangelischen Jungfrauen, die ihr nach einem Berufe Umschau haltet, auffordern: tretet ein in den Diakonissendienst, er wird für euch eine Quelle wahrer Befriedigung werden und ihr werdet in ihm reichen Ersatz finden für anderes, das euch versagt ist; tretet ein in die Krankendiakonie, aber thut es in der Liebe zu dem Heiland, der sich selbst der Kranken so hilfreich angenommen hat in den Tagen seines Erdenwandels. Leuchtende Beispiele von weiblicher Diakonie weist die Geschichte der christlichen Kirche auf. Rührend ist die Anhänglichkeit, welche sich die Diakonisse Tabea in Joppe unter den Armen der Christengemeinde durch ihre Liebedienste erworben hatte (Apg. 9, 36). Ohne Zweifel würde der Apostel Paulus die Diakonisse Phöbe in Kenchrea der Christengemeinde in Rom nicht so eindringlich empfohlen haben, wenn er ihren Dienst nicht hochgeschätzt hätte (Röm. 16, 1).

Eine besondere Frage, liebe Christen, ist die, ob die Frauen auch zu gelehrten Berufsarten und zum Universitätsstudium zugelassen werden sollen. In manchen Ländern ist diese Frage bereits in bejahender Weise entschieden. Am weitesten geht darin Nordamerika. In den Vereinigten Staaten soll es bereits über zweitausend weibliche Ärzte, über zweitausend weibliche Baumeister, über hundert weibliche Advokaten, ja auch über anderthalb hundert weibliche Geistliche geben, ganz davon zu schweigen, daß die Hälfte aller Lehrer an den Volksschulen Frauen sind und viele

Frauen im Post- und Eisenbahndienst verwendet werden. Ich bin der Meinung, daß man hierin viel zu weit geht. Am unbegreiflichsten ist es eigentlich, daß sich die Jungfrauen selbst so zahlreich zu solchen Berufszweigen herzu- drängen, die doch zum Theil der weiblichen Naturanlage geradezu widersprechend sind. Daß dies trotzdem geschieht, mag wohl einerseits durch die sociale Not hervorgerufen sein, legt jedoch anderseits auch Zeugniß dafür ab, daß das weibliche Geschlecht angefangen hat, seine Naturanlage zu verkennen und zu verleugnen und sich über die ihm von der Natur gezogenen Schranken hinwegzusetzen. Am ersten könnte ich noch dem das Wort reden, daß einzelne Frauen, welche dazu ein besonderes Talent haben, das medizinische Studium ergreifen und sich zu Ärztinnen ausbilden, um ihre Geschlechtsgenossinnen ärztlich zu beraten und zu behandeln. Hier mag ein wirkliches Bedürfnis vorliegen, das Abhilfe erheischt. Alle übrigen Zweige des gelehrten Studiums wird das weibliche Geschlecht besser dem männlichen überlassen, das dieselben auch von alters her als sein Vorrecht angesehen hat.

Ueberhaupt, liebe Christen, dürfen wir in der Frauenfrage nicht außer acht lassen, daß das Aufsuchen neuer Berufsarten für das weibliche Geschlecht nur durch die sociale Not hervorgerufen ist. Man soll aber die Not nicht zur Tugend machen wollen, indem man sich auf den modernen Frauenemancipationstandpunkt stellt und behauptet, das weibliche Geschlecht bedürfe an und für sich solcher Berufsarten, die seither nur von Männern verrichtet worden sind. So ist es nicht. An und für sich hat das weibliche Geschlecht an den ihm herkömmlich zufallenden Beschäftigungen vollständig genug, und nur der sociale Notstand zwingt es dazu, daß es nach männlichen Erwerbs-



zweigen strebt. Das ist ihm jedoch ganz gewiß nicht gut, sondern kann ihm nur zum Schaden gereichen, indem es seinen naturgemäßen Charakter dabei einbüßt. Ein einsichtsvoller Schriftsteller schreibt: „Man darf nicht die Frauen für egale Geschöpfe mit den Männern erklären. Dadurch verdirbt man nur ihre eigentümlichen Gaben und Vorzüge. Wenn man sie grundsätzlich zu Arbeitern in Rivalität mit den Männern macht, so werden dadurch die ihnen naturgemäß obliegenden Thätigkeiten vernachlässigt und sie werden dadurch in eine Deffentlichkeit hineingezogen, die nicht ihr Element ist. Man fügt damit dem Ganzen unerseßlichen Schaden zu und schwächt die Burg des Hauses, welche das Fundament von Staat und Gesellschaft und der Frauen sicherstes Besitztum ist, von wo aus sie einen unberechenbaren Einfluß auf das öffentliche Leben ausüben.“ Das steht in Uebereinstimmung mit den Gottesworten, die ich an die Spitze dieser Predigt gestellt habe: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, . . . und schuf sie, einen Mann und eine Frau, . . . und sprach: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Das allgemeine Bestreben muß deshalb darauf gerichtet sein, das Weib seiner ursprünglichen Bestimmung zu erhalten. Das Weib soll im Berufsleben Gehilfin, nicht Konkurrentin des Mannes sein. Was wäre denn auch damit gewonnen, daß die Frauen in Zukunft auf die Dauer sich männlichen Berufsarten widmen? Sie thun ja damit den Männern nur Abtrag, die es ohnedies bei der Uebervölkerung in unserem Vaterlande oft recht schwer haben, eine Existenz zu finden. Deshalb muß auch bei der Erziehung der Mädchen ihre hauswirtschaftliche Ausbildung im Vordergrund stehen. Daneben mag dann in den höheren Töchterschulen denen unter ihnen,

welche es begehren und die Mittel dazu haben, Gelegenheit zur Ausbildung in Wissenschaft und Kunst gegeben werden.

II. Ihr ersehet, liebe Christen, aus dem, was ich bis daher gesagt habe, daß selbständiger Erwerb für viele Angehörige des weiblichen Geschlechts in unserer Zeit und unter den gegenwärtigen socialen Verhältnissen allerdings notwendig, und daß derselbe auch in einzelnen Berufszweigen weder der weiblichen Natur, noch den Bestimmungen, die Gottes Wort über die Stellung des Weibes in der menschlichen Gesellschaft trifft, zuwider ist. Ich habe es bereits ausgesprochen, daß in unserer Zeit eine Emancipation des weiblichen Geschlechts erstrebt wird, die in vollständiger Gleichstellung des Weibes mit dem Manne in politischer, socialer und auch kirchlicher Hinsicht bestehen soll. Man behauptet, wenn dem weiblichen Geschlecht diese Emancipation zu teil würde, dann würde in kurzer Zeit sich zeigen, daß es in nichts, weder in geistiger noch in körperlicher Kraft, hinter dem männlichen zurückstehe, sondern in allen Stücken dasselbe leisten könne, wie dieses. Versteht ihr, liebe Schwestern in Christo, was euch damit zugebracht ist? Ihr sollt auf dem Gebiete der Politik künftig mitstimmen bei der Wahl der Abgeordneten zum Land- und Reichstag, der Mitglieder des Orts- und Schulvorstands, ja ihr sollt selbst auch wählbar sein zu diesen Körperschaften. Ihr sollt auf dem socialen Gebiete künftig Handwerke und Geschäfte, Künste und Wissenschaften treiben und Heiratsanträge stellen wie die Männer. Ihr sollt innerhalb der christlichen Kirche künftig berechtigt sein, euch an der Wahl der Kirchenvorsteher und Kirchengemeindevertreter zu beteiligen und auch selbst gewählt zu werden, ja sogar auch das Pfarr- oder Predigtamt zu versehen, wenn ihr euch dazu qualifiziert. Es läßt sich nicht verkennen, daß wir in die Anfänge dieser

allseitigen Emancipation des weiblichen Geschlechts bereits eingetreten sind. Das weibliche Geschlecht nimmt auch in unserem Vaterland schon jetzt an viel mehr Dingen Anteil, als bisher der Fall war. Wenn wir in Versammlungen treten, in welchen Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände oder über kirchliche Angelegenheiten gehalten werden, da finden wir überall Frauen als Zuhörer und nicht selten sind sie sogar in der Mehrzahl. Aber nicht das allein. Vielfach treten auch Frauen als Rednerinnen in solchen Versammlungen auf und halten wissenschaftliche Vorträge. Bei Beratungen über die „sociale Frage“, welche in öffentlichen Versammlungen gehalten werden, geschieht es häufig, daß Frauen anwesend sind und selbst mitredend in die Diskussion eingreifen. Und das geschieht schon nicht mehr bloß bei den Socialdemokraten, sondern auch bei den Christlich-Socialen.

Was haben wir nun von diesen Bestrebungen zu halten? Die völlige Gleichstellung beider Geschlechter in politischer, socialer und kirchlicher Hinsicht ist eine Verkehrtheit, eine Verirrung der menschlichen Vernunft, denn damit wird die göttliche Schöpfungsordnung über den Haufen geworfen. Zwar ist das Weib kein Geschöpf zweiter Klasse, wie die Heidenwelt von jeher angenommen hat und damit in die entgegengesetzte Verirrung geraten ist. Das Weib verdient ohne Zweifel dieselbe Schätzung und Achtung wie der Mann, ganz abgesehen davon, daß in religiöser und sittlicher Hinsicht, also vor Gott Mann und Weib sich gleich stehen. Das Weib ist dem Manne gleichwertig, aber es ist doch anders genaturt und beanlagt wie dieser. Und dieser Schöpfungsanlage muß bei der Stellung, welche dem weiblichen Geschlecht in Staat, Gesellschaft und Kirche eingeräumt werden

soll, Rechnung getragen werden. Das Weib ist durch sein Geschlecht theils körperlich, theils geistig an vielem gehindert, was der Mann thun und treiben kann, während es auf der anderen Seite seine besonderen Gaben und Anlagen besitzt und zu manchen Verrichtungen und Beschäftigungen geeigneter ist als dieser. Diesen natürlichen Unterschied, den Gott gemacht hat, dürfen die Menschen in ihrer Thorheit nicht ungestraft verkennen und umstoßen.

Für uns Christen ist das ausschlaggebend, wie das Christentum sich zu dem natürlichen Unterschied der Geschlechter stellt. Wir fragen deshalb, liebe Christen: was sagt Gottes Wort darüber? Da finden wir denn, daß es in seinen Aussprüchen diesen Unterschied bestätigt. Es räumt dem Weibe eine dem Manne untergeordnete, sich an diesen anlehrende und anschmiegende Stellung ein, während es auf der anderen Seite seine Gleichwertigkeit mit dem Manne vor Gott behauptet. Höret doch, was unser Text sagt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, einen Mann und eine Frau, und er sprach: es ist nicht gut, daß der Mann allein sei, ich will eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“ Das Christentum hat die wahre und rechte Emancipation des weiblichen Geschlechts im Grundsatz festgestellt. Leider haben die Christen dieselbe nicht alsbald in allen Stücken zur Wirklichkeit werden lassen. Wie unendlich viel verdankt das weibliche Geschlecht dem Herrn Jesus! Wie unterdrückt war und ist seine Stellung in der alten und neuen Heidenwelt! Das Weib ist dem Sklaven gleich geachtet überall da, wohin der Einfluß des Christentums noch nicht gedrungen ist. „Keine menschliche Sprache,“ so schreibt ein frommer Gottesgelehrter, „kann die Menge und Größe der Leiden des weiblichen Geschlechts aussprechen; wenn je ein unterdrücktes und gemißhandeltes

Volk Anspruch auf Mitleid und Hilfe hatte, so ist es das schwächere Geschlecht; mit der Größe der Uebel verhält es sich wirklich so, wie die Edleren unter den Socialisten und Wortführern der Emancipation sagen, wir können den Thatsachen nicht widersprechen.“ Wie ganz anders ist doch die Stellung des weiblichen Geschlechts überall da geworden, wohin das Christentum seinen erlösenden Einfluß erstreckt hat! Aber über das Natur- und Gottesgesetz hinaus kann diese seine Stellung nicht erhoben werden. Die Unterordnung des Weibes unter den Mann und seine hiermit zusammenhängende zurückgezo-genere Haltung im Leben muß bestehen bleiben.

Aber gerade dagegen erhebt sich neuerdings eine Einsprache sogar von gläubig-christlicher Seite her. Denkt euch, meine christlichen Schwestern, man will das Wort Gottes auch in diesem Punkte meistern! Man urteilt so: die christliche Kirche hat von Anfang an nicht gehalten, was ihr der Heiland vorge-schrieben hatte über die Stellung des weiblichen Geschlechts. Nicht einmal auf dem kirchlichen Gebiete ist die Gleichberechtigung des Weibes, welche der Heiland wollte, zur Durchführung gelangt. Man hat ihm die Teilnahme am kirchlichen und gottesdienstlichen Leben gewehrt. Der Apostel Paulus hat dem Weibe das Lehren im Gottesdienste untersagt, denn er schreibt: euere Weiber lasset schweigen unter der Gemeinde, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, . . . es steht den Weibern übel an, unter der Gemeinde reden (1 Kor. 14, 34—35), und: ein Weib lerne in aller Stille mit aller Unterthänigkeit; einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre! (1 Tim. 2, 11—12.) Diese apostolischen Anordnungen, so sagt man, rühren daher, daß die Apostel noch mit einem Fuße in älteren Anschauungen standen, und es ist an der Zeit, daß

diesem Verbot ein Ende gemacht werde, denn hier muß gelten: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. (Apg. 5, 29.) — Was wollen wir hierauf erwidern? Ich denke, die Apostel haben bei diesen ihren Bestimmungen ihre guten und weisen Gründe gehabt, und uns geziemt es, daß wir uns an dieselben gebunden halten, denn es dünkt uns sehr wohlgethan, wenn wir auch auf dem kirchlichen Gebiete die Schranken der weiblichen Natur anerkennen und das weibliche Geschlecht von der Beteiligung am öffentlichen Leben zurückhalten. Gewiß, es fährt selbst am besten dabei. Darum laßt euch, liebe Schwestern in Christo, durch solche Freiheitsgelüste nicht von der rechten Bahn abführen!

Häufig können wir, liebe Christen, die Rede hören, für das weibliche Geschlecht sei die Ehe der höchste Beruf. Das scheint mir zu viel gesagt zu sein. Der vornehmste Beruf des Menschen, sowohl des Mannes als des Weibes, ist die Sorge für das Heil unserer eigenen Seelen und der Seelen anderer, und die Wirksamkeit für die Ausbreitung und Ausgestaltung des Reiches Gottes. Das rechte wird das sein, daß wir sagen: der natürliche Beruf des Weibes ist die Ehe. Auf diese ist denn auch das Streben desselben gerichtet, und in ihr, vorausgesetzt daß es nicht eine Mißehe ist, wird ihr seelisches und leibliches Bedürfnis am vollständigsten befriedigt. Darum aber sollen sich diejenigen Jungfrauen, welche zum Eheschluß nicht gelangen, nicht unglücklich erachten und fühlen, sondern sich willig und ohne inneres Widerstreben in ihr Verhängnis schicken, und wissen, daß sie Gott und ihren Mitmenschen auch im ledigen Stand dienen können, wie wir das vorhin bereits gesehen haben. Ja, sie dürfen sich auch mit dem trösten, was ihnen der Apostel Paulus zu bedenken giebt, wenn er ihnen zuruft:

wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn Jesus angehört, wie er dem Herrn gefalle; wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehört, wie er dem Weibe gefalle; . . welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört, daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geiste; die aber freiet, die sorget, was der Welt angehört, wie sie dem Manne gefalle! (1 Kor. 7, 32—34.)

Wohl ist die Ehe als der natürliche Beruf des Weibes anzusehen, und ohne Zweifel ist die Absicht des Gottes, der den Ehestand für seine Menschenkinder angeordnet hat, darauf gerichtet gewesen, sie in demselben zu beglücken und zu segnen. Aber es läßt sich auch nicht verkennen, liebe Christen, daß die Sünde, der sich die Menschen ergeben haben, dieser gnädigen Gottesabsicht und ihrer Verwirklichung gar viele Hindernisse in den Weg schiebt. Keineswegs gestaltet sich das eheliche Leben in allen Fällen als ein glückliches und die Menschen wirklich befriedigendes und veredelndes. Leider ist es in vielen Fällen eine Quelle von immer neuen Verfündigungen und eine Hölle auf Erden. Es hat eben seine gar großen Schwierigkeiten, daß zwei sündhafte Menschenkinder in dem engen Verband und Gemeinschaftsleben der Ehe in steter Harmonie und Einigkeit miteinander auskommen. Das hat seine Schwierigkeiten selbst da, wo der beste Wille dazu vorhanden ist und wo beide Gatten in steter Selbstverleugnung sich ineinander zu schicken ernstlich bestrebt sind. Es ist aber eine Unmöglichkeit überall da, wo die Eheleute die Selbstsucht walten lassen und jedes von ihnen auf seinem Sinn besteht und seinen eigenen Weg geht. Und das findet in zahllosen Ehebindnissen statt und macht dieselben zu einem drückenden Joch, ja oft unfähig unglücklich. Die Menschen machen sich den Ehestand häufig selbst zum Wehestand durch eigene Schuld, und

das Unglück, das sie dadurch über sich hereinziehen, ist das bitterste. Aber auch Gott macht die Ehe vielfach zum Wehestand, indem er Leiden, Nöten, Trübsale der mannigfachsten Art über die Ehegatten hereinbrechen läßt. Das hat der Apostel Paulus gewußt, obwohl er ehelos war, und hat es bezeugt in den Worten: sie werden leibliche Trübsale haben (1 Kor. 7, 28). Das ist denn auch einer der Gründe, die den Apostel bestimmen, die Ehelosigkeit den Christen zu empfehlen, wenigstens denjenigen, welche dazu die Gabe von oben empfangen haben (1 Kor. 7, 7). Zur damaligen Zeit waren es die Leiden der Glaubensverfolgungen, welche den Eheleichen ganz besonders schwer werden mußten. Aber machen wir nicht die tägliche Erfahrung, daß der Ehestand auch noch andere Trübsale mit sich führt, als die Verfolgungsnot, Trübsale, von welchen die Unverheirateten zum guten Theil verschont sind? Und, schreibt der Apostel, ich verschonte euer gerne, und fügt hinzu: ich wollte lieber, alle Menschen wären wie ich bin; . . . ich sage den Ledigen und Witwen, es ist ihnen gut, wenn sie bleiben wie ich; wer verheiratet, der thut wohl, wer aber nicht verheiratet, der thut besser (1 Kor. 7, 7. 8. 38).

Auf alle diese Gründe, welche das Wort Gottes für die Ehelosigkeit sprechen läßt, daß man im ledigen Stande Gott, unserem Heiland, ungestörter dienen kann und daß man in demselben von vielen Leiden und Anfechtungen verschont bleibt, möget ihr unverheirateten Schwestern in Christo hinblicken und den Wahn schwinden lassen, als könntet ihr nur im Ehestand zufrieden und glücklich werden. Soweit überhaupt ein glückliches Dasein auf unserer armen Erde zu erlangen ist, könntet ihr es auch im ledigen Stande erreichen, wenn ihr im Glauben an den Heiland, im Gehorsam gegen den himmlischen Vater und



in gewissenhafter Erfüllung der Pflichten des Berufs, in den euch Gott führt, durch das Leben geht.

Ihr aber, meine Schwestern in Christo, die ihr Ehefrauen geworden seid, haltet recht hoch von dem Stande, in dem ihr stehet, und sucht euere Stellung in demselben in gottwohlgefälliger und euere Ehegatten und Familienglieder beglückender Weise auszufüllen. Es ist außerordentlich viel in euere Hände gelegt. Ihr könnt großen Segen stiften auf dem Plaze, auf den euch Gott gestellt hat; ihr könnt aber auch unermessliches Unheil anrichten. Vor allem laßt keinen Eingang in euere Herzen finden den heillosen Wahn, der heutzutage wieder in besonders eifriger Weise verkündigt wird, als ob die Ehe nicht eine Gottesordnung sei und nicht auf göttlicher Stiftung beruhe, sondern daß sie eine menschliche Erfindung und Einrichtung sei und auf einem Vertrage beruhe, der eben deswegen auch jederzeit lösbar sei. Wie schnurstracks widerstreitet diese Meinung dem Worte Gottes! Kein Geringerer, als unser Heiland selbst, hat die Ehe für eine göttliche Stiftung und eine unauflöbliche Verbindung erklärt. Das thut er, wenn er, als er über die Ehescheidung befragt wurde, spricht: habt ihr nicht gelesen, daß der im Anfang den Menschen gemacht, der machte, daß ein Mann und ein Weib sein sollte und sprach: darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen und werden die zwei ein Fleisch sein; so sind sie nun nicht zwei, sondern ein Fleisch; was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden (Matth. 19, 4—6). Wohl soll die Ehe auf der Seelengemeinschaft der Gatten beruhen. Aber das giebt denen kein Recht, welche erklären: wenn diese Seelengemeinschaft aufhört, dann ist Ehescheidung Pflicht. Vielmehr

verpflichtet die Notwendigkeit der Seelengemeinschaft der Ehegatten diese dazu, erstlich nicht ohne Seelengemeinschaft in die Ehe einzutreten, zweitens dieselbe sorgfältig zu pflegen, und endlich da, wo sie in Gefahr steht zu schwinden, sie unter ernstlichem Gebet zu bewahren.

Ihr christlichen Ehefrauen, leihet weiterhin kein Ohr den verführerischen Einflüsterungen, welche euch neuerdings gemacht werden, daß nämlich die seit-her auch vom Christentum und der christlichen Kirche behauptete und festgehaltene Unterordnung der Ehegattin unter den Gatten eine aus überwundener heidnischer und jüdischer Anschauung stammende verkehrte Annahme, daß vielmehr die Gattin dem Ehegatten völlig gleichstehend sei. Ist doch in der letzten Zeit auch von Frauen die Forderung gestellt worden, daß im kirchlichen Trauungsformular künftig die Stelle wegbleibe: er soll dein Herr sein (1 Mos. 3, 16). Nach vernünftiger Anschauung ist die Ehe eine Monarchie, in welcher der Ehemann der Regent ist. Und damit stimmt das Christentum überein. Gottes Wort schreibt vor: die Weiber seien unterthan ihren Männern, als ob sie dem Herrn Jesus unterthan wären, denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie Christus das Haupt ist der Gemeinde; . . . aber wie nun die Gemeinde ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen (soweit diese nämlich mit Gottes Geboten übereinstimmen) (Eph. 5, 22—24), und: die Weiber sollen ihren Männern unterthan sein, auf daß die, so nicht glauben an das Wort (Gottes), durch der Weiber Wandel ohne Wort gewonnen werden, wenn sie ansehen ihren keuschen Wandel in der Furcht, welcher Schmuck soll nicht auswendig sein . . ., sondern der verborgene Mensch des Herzens mit sanftem

und stillem Geist, denn das ist köstlich vor Gott (1 Petr. 3, 1—4). Sträubet euch nicht, ihr christlichen Ehefrauen, gegen diese Gottesgebote! Und wenn euch ein Bedenken gegen dieses Unterthansein kommen will, so beruhige euch die doppelte Wahrnehmung, erstlich daß Gottes Wort eueren Ehemännern, wenn es ihnen gleich die Oberherrschaft in der Familie einräumt, doch andererseits die zarteste Milde in Handhabung dieser Oberherrschaft vorschreibt, eine Milde, welche das Unterthansein leicht macht. Und sodann tröste euch die andere Wahrnehmung, daß ihr nach der Anweisung des Gotteswortes gerade durch euere willige Unterordnung das Größte leisten solltet, nämlich die Befehrung und Heiligung euerer Ehemänner.

Ich habe gesagt: euch, ihr christlichen Ehefrauen, ist eine große Aufgabe gestellt. Es ist höchst beachtenswert, welchen gewaltigen Einfluß der Schöpfer dem Weibe auf die gesamte Haltung der Familie gegeben hat. Die Ehefrau ist in Wahrheit die Seele des Hauses, und sie übt dadurch einen Einfluß aus, der an Macht der Herrschaft des Ehegatten nicht nachsteht. Diesen gewaltigen Einfluß kann sie nun üben in gutem und in bösem Sinne. Ihr seid christliche Ehegattinnen. Darum übet eueren Einfluß im Sinne unseres Heilands! Das Weib ist die Pflegerin und Hüterin der Sitte. Laßt deshalb keine schlechten Sitten, keine Unsitte in eueren Häusern aufkommen. Wenn die Ehefrau ihrer wichtigen Stellung in der Familie gerecht werden soll, dann muß sie schon wohl vorbereitet zur Ausübung ihres häuslichen Berufes in die Ehe eintreten. Deshalb sollen es die Jungfrauen als ihre Pflicht ansehen, sich mit allen Beschäftigungen, die der Hausfrau zustehen, beizeiten bekannt und vertraut zu machen. Und die Erziehung der Mädchen soll den zukünftigen Beruf derselben im Auge behalten. In

dieser doppelten Hinsicht wird viel gefehlt. Die Ausbildung der weiblichen Jugend in den ausschließlich weiblichen Arbeiten wird sowohl in den besser situierten Ständen, als auch im Arbeiter- und Handwerkerstande vielfach vernachlässigt. Daraus entspringen dann nicht selten unglückliche Ehen. Die Hausfrauen wissen ihren Posten nicht zu wahren, das Hauswesen gerät in Unordnung und Verfall, der Hausvater vermisst das häusliche Behagen und flüchtet in das Wirtshaus, und damit ist das volle Unglück da. Das Wirtshausleben ist der Ruin des Familienlebens, und es nimmt leider sichtbar überhand in unseren Tagen. Diesem Ruin kann nur dadurch gesteuert und vorgebeugt werden, daß die Hausfrau als eine rechte Hausfrau, als eine liebevolle Gattin, als eine treue Mutter sich erweist, daß sie in dieser dreifachen Beziehung ihren Platz ausfüllt. Ihr christlichen Ehefrauen müßt es dahin bringen, daß euere Ehemänner und euere Kinder, auch die erwachsenen, sich nirgends wohler fühlen als daheim. Behret und steuert, soviel in eueren Kräften steht, der in bedenklichster Weise sich ausbreitenden Genuß- und Vergnügungssucht, die heutzutage von den verschiedensten Seiten genährt und aufgestachelt wird. Am allerwenigsten macht euch selbst derselben teilhaftig und laßt euch nicht von derselben hinreißen, denn sie verzehrt den besten Verdienst und Arbeitslohn, führt zur Verarmung, untergräbt die Zufriedenheit und vernichtet das Familienglück! Wisset es, daß unermesslich viel in unserer Zeit auf dem Spiele steht, denn wenn das Familienleben zu Grunde geht, dann verliert auch der Staat sein Fundament. Ja, eine riesengroße Aufgabe ist den Ehefrauen gestellt, sie sollen Familie und Staat retten.

Die Lösung ihrer hohen Aufgabe ist allerdings an drei Bedingungen geknüpft, deren Erfüllung ebenso unerläßlich

ist, als sie auf nicht geringe Schwierigkeiten stößt. Die erste dieser Bedingungen ist die, daß das Haus auch in Wirklichkeit die eigentliche Stätte ihrer Thätigkeit und die Führung des Haushalts und die Erziehung der Kinder ihr hauptsächlichster Wirkungskreis ist. Ist das aber bei allen Ehefrauen der Fall? Leider nicht, liebe Christen. In den besser gestellten Ständen könnte es wohl leicht der Fall sein. Aber in diesen Ständen lassen sich die Frauen gar viel durch die Eitelkeit und Vergnügungssucht verleiten, einen guten Teil ihrer Zeit theils sich mit nichtigen und nutzlosen Beschäftigungen abzugeben, theils außer dem Hause zuzubringen. Sie tragen zweifache schwere Verantwortung für die Versäumnis ihres eigentlichen Berufs. In den Arbeiterständen dagegen ist es meist die wirklich vorhandene Not, welche die Frau zwingt, ihre nächsten und wichtigsten Pflichten zu versäumen und sich als Arbeiterin an der Beschaffung des Lebensunterhalts für die Familie thätig zu beteiligen. Solange und soweit dies innerhalb des Hauses in der sogenannten Hausindustrie, wie von alters her schon in der Hausökonomie geschieht, kann es wohl der Ehefrau noch hinlängliche Zeit übrig lassen zur Verrichtung ihrer Hausfrauengeschäfte. Aber die Arbeit außer dem Hause bedarf sehr der Einschränkung, wenn darüber nicht der wichtigste Beruf der Hausfrau not leiden soll. Hier ist der Platz, wo die Staatsregierung mit ihrer Arbeiterschutzgesetzgebung zur Regelung der Frauen- und Kinderarbeit Hilfe schaffen und die Ehefrau dem Hause als der vornehmsten Stätte ihrer Wirksamkeit zurückgeben muß. Daß sie damit bereits einen guten Anfang gemacht hat, verdient unsere Anerkennung.

Die zweite Bedingung, die zu dem Ende erfüllt werden muß, ist die, daß dem gering situierten Teil der

Bevölkerung bessere Wohnungsverhältnisse verschafft werden, als dieselben vielfach zur Zeit haben. Wenn das Familienleben gedeihen, wenn es dem Familienvater daheim wohlgefallen, wenn die Ehegattin eine rechte Hausfrau sein und ihre Hausfrauen- und Mutterpflichten ordentlich vollbringen soll, dann muß auch ein Haus, wenn auch nur in bescheidenen Verhältnissen vorhanden sein. Das ist aber zur Zeit vielfach nicht der Fall, und darunter leidet das Familienleben und die Sittlichkeit unberechenbaren Schaden. Auch hier thut Abhilfe dringend not, und sie ist, Gott Lob, vieler Orten durch die rühmenswürdige Fürsorge wohlwollender Arbeitgeber und Bauvereine energisch in Angriff genommen.

Die dritte Bedingung, die zu erfüllen ist, wenn die Ehefrauen ihren hohen Beruf recht vollbringen sollen, ist die allerwichtigste, und eine solche, die sie selbst erfüllen und sich dadurch zur Vollbringung ihrer heilsamen Aufgabe tüchtig machen müssen. Sie müssen sich mit christlicher Gesinnung erfüllen, den Geist Jesu in sich wirksam sein und von diesem sich regieren lassen. Darum laßt mich, in Christo geliebte Schwestern, zum Schlusse die ernste Mahnung an euch richten: Werdet rechte Jüngersinnen des Herrn Jesus! Das gilt den Ehefrauen und nicht minder den Jungfrauen, denjenigen unter ihnen, welche noch zum Ehestand gelangen, wie denen, welche ihr Leben lang im ledigen Stande verbleiben. Werdet treue Jüngersinnen unseres Heilands! Dann wird er euch helfen, jeder von euch in ihrer besonderen Lebenslage und Berufsstellung euch als nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu erweisen und damit zugleich auch eueren Beitrag zur Lösung der „socialen Frage“ zu leisten. Amen.

# Siebente Predigt

über

Apq. 17, 26 und Wrisl. 6, 2.

„Er hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen und hat Ziel gesetzt und vorgesehen, wie lang und wie weit sie wohnen sollen. — So höret nur, ihr Könige, und merket und lernet, ihr Richter auf Erden; nehmet zu Ohren, die ihr über viele herrschet, denn euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn und die Gewalt vom Höchsten, welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forschen, was ihr ordnet, denn ihr seid seines Reiches Amtleute.“

---

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! Wir wollen heute davon reden, daß die sociale Frage auch eine politische Frage ist. Daß sie das wirklich ist, das sehen wir schon daran, daß dieselbe samt allem, was sie in sich schließt, so viel an der Stelle besprochen wird, wo die politischen Angelegenheiten besprochen werden in unserem Vaterlande, auf den Landtagen und ganz besonders auf dem Reichstage. Wir sehen es ferner auch daran, daß diejenigen, welche sich vornehmlich mit der socialen Frage und ihrer Lösung abgeben und beschäftigen, eifrig darauf bedacht sind, Abgeordnete zu diesen politischen Körperschaften zu werden. Wie eifrig trachtet namentlich die heutzutage im Vordergrund stehende sociale Partei darnach, eine immer größere

Anzahl von Abgeordneten in die Landtage der einzelnen deutschen Staaten und in den Reichstag des deutschen Vaterlands zu bringen, wie ihr denn das auch im Laufe der letzten Jahrzehnte in immer steigendem Maße gelungen ist. In den genannten politischen Körperschaften werden dann oft sehr heiße Redekämpfe über solche Dinge geführt, welche nach der Meinung der verschiedenen politischen Parteien zur Lösung der socialen Frage beitragen sollen. Und wir wollen es nicht übersehen und verkennen, daß bei diesen Gelegenheiten nicht nur gar mannigfache sociale Mißstände und Schäden aufgedeckt, sondern auch schon manche recht treffliche sociale Geseze und Einrichtungen zu stande gekommen sind. Nun wollen wir uns zwar in unserem Gottesdienste nicht mit Politik, auch nicht mit Socialpolitik beschäftigen, aber es liegt uns doch ob, sowohl die politischen Ansichten und Meinungen, welche in betreff der socialen Angelegenheiten austauschen und aufgestellt werden, als auch die Geseze und Maßregeln, welche zur Vinderung und Beseitigung der socialen Nothstände gemacht und getroffen werden, von der religiös-sittlichen Seite her einer Prüfung zu unterziehen, sie an Gottes Wort zu messen und uns auf diesem Wege ein christliches Urtheil über sie zu bilden. Darum wollen wir auf Grund der verlesenen Schriftworte jetzt reden über die Behauptung:

**Die sociale Frage ist eine politische Frage.**

und dabei folgende zwei Punkte in Erwägung ziehen:

- I. das göttliche Recht des Staates und zwar des nationalen Staates und seiner Obrigkeit, und
- II. die Verpflichtung der Obrigkeit zur Theiligung an der Lösung der socialen Frage.



I. Wir leben, liebe Christen, in einer unruhigen, gährenden Zeit. Auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Nachdenkens werden Ansichten laut und Behauptungen aufgestellt, welche dem, was man bis daher für das Rechte gehalten hat, schnurstracks widersprechen und darauf gerichtet sind, die auf den herkömmlichen Anschauungen aufgebauten Einrichtungen und Veranstaltungen umzustürzen und andere Institutionen und Gesetze an ihrer Stelle aufzurichten. So wird die Behauptung aufgestellt, daß der Staat, also die Vereinigung der Menschen, welche zu einem Volke gehören und einerlei Sprache reden, mit Obrigkeit und Unterthanen, sich überlebt habe und deshalb verschwinden und einer „Gesellschaft“, wie sie es nennen, Platz machen müsse, in welcher der Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufgehoben sei und alle Mitglieder im äußeren Leben völlig gleichgestellt seien. Da soll es denn in dieser Zukunftsgesellschaft keine Könige oder sonstige Regenten, keine Minister, keine Parlamente oder gesetzgebende Körperschaften, keine Polizei und Schutzmänner, keine stehenden Heere und Berufssoldaten, keine Verwaltungs- oder Regierungsämter mit Beamten, keine Gerichte und Richter, keine Rechts- und Staatsanwälte, keine Gefängnisse und Gefängnisbeamte, keine Justiz- und Regierungsgebäude mehr geben, und es können die für diese Zwecke ausgeworfenen Gehälter und gebrauchten Gebäude zu anderen besseren Zwecken benutzt werden. Die Hunderttausende seitheriger Vertreter und Beamten des Staates und seiner Regierung treten in die verschiedensten nutzbringenden Arbeitsberufe ein und helfen mit ihren Geistes- und Körperkräften Nützliches schaffen, den Produktenreichtum und damit zugleich die Annehmlichkeiten des Lebens vermehren.

Ihr fragt billig, liebe Christen: wie wird das möglich sein? Aber die solche Behauptungen aufstellen und solche Pläne schmieden, lassen sich durch euere Frage nicht in Verlegenheit bringen. Sie begründen ihre Behauptung mit der anderen, daß sie sagen: Wozu braucht man noch Richter, Rechts- und Staatsanwälte, Gefängnisse und Strafanstalten, Gefangenwärter und Polizeibeamte, wenn es keine Räuber, Diebe, Betrüger, Wucherer und dergleichen Verbrecher mehr giebt, denn mit der Abschaffung des Privateigentums werden Raub, Diebstahl, Betrug, Wucher ebenso verschwinden, wie diese Verbrechen mit der Einführung desselben gekommen sind. Auch die Stromer und Bagabunden werden aufhören die Landstraßen zu bevölkern und unsicher zu machen, denn sie entstehen nur durch die verkehrte gegenwärtige Wirtschaftseinrichtung, die auf dem Privatkapital errichtet ist, und die es mit sich bringt, daß bald hier, bald da Hunderte und Tausende von Arbeitern plötzlich arbeits- und damit verdienst- und brotlos werden. Ja, selbst der Mord wird dann keine Stätte, weil keine Veranlassung mehr haben, denn er ist in den meisten Fällen Raubmord. Wenn aber der Privatbesitz eine Ende hat und niemand mehr am anderen sich bereichern kann, warum sollte noch gemordet werden? Wird je zuweilen Mord aus Haß und Rachsucht geübt, so ist das ebenfalls meist eine Folge des schlechten gegenwärtigen Gesellschaftszustands, weil in diesem fortwährend einer durch den anderen sich in seinem Besitztum und Fortkommen beeinträchtigt, gehemmt und gehindert hält. Meineid, Urkundenfälschung, Erbschleicherei, betrügerischer Bankrott, alle diese Missethaten, an welchen die gegenwärtige Gesellschaft so überreich ist, können in der Zukunftsgesellschaft nicht mehr vorkommen, denn die Versuchung dazu fällt weg. Sie werden sämtlich gegen das Privateigentum begangen und dieses

existiert nicht mehr in der zukünftigen socialisirten Gesellschaft. Es ist demnach gar kein Gegenstand mehr vorhanden, an dem sie begangen werden könnten. Gerade so ist es mit dem heutzutage und von alters her außerordentlich häufig auftretenden Verbrechen der Brandstiftung. Damit braucht niemand mehr den Versuch zu machen, aus seinen Schulden sich herauszuziehen oder seine Hofrathhe zu erweitern. Ebenso kann damit niemand mehr seinem Nächsten Schaden zufügen, nachdem aller Privatbesitz aufgehoben ist. Münzverbrechen oder Falschmünzerei werden ganz gegenstandslos, weil in der zukünftigen kommunistischen Gesellschaft das Geld, sowohl das gemünzte Metallgeld, als das gedruckte Papiergeld, vollständig abgeschafft sein wird und an dessen Stelle Anweisungen auf den Bezug von Gebrauchsgegenständen aus den Gesellschaftsmagazinen als Entgelt für geleistete Arbeit in den gesellschaftlichen Gewerbe- und Ackerbaubetrieben eingeführt sein werden. Hochverrat ist unmöglich in der Zukunftsgesellschaft, denn es ist weder Fürst noch Obrigkeit da, gegen welche derselbe begangen werden könnte; sie fallen hinweg mit der Verwandlung des jetzigen Rechts- und Polizeistaates in die der Volkswirtschaft gewidmete Gesellschaft. Endlich hat es in dieser auch ein Ende mit allem, was man jetzt Religionschmähung benennt, und es können in der socialisirten Gesellschaft wie keine Hochverrats-, so auch keine Prozesse wegen Gotteslästerung mehr vorkommen, weil die Religion selbst in dieser keine Stätte mehr hat.

So denkt sich diese socialpolitische Partei, von der wir reden, ihre Zukunftsgesellschaft, deren Einrichtung und Zustand. So lesen wir ihre Schilderung auch in demjenigen ihrer Bücher, dessen wir bereits in unserer vorigen Predigt gedacht haben. Ihr werdet starr sein, liebe Christen, vor

Erstaunen über das alles, nicht allein darüber, daß in der Zukunft kein Staat mehr sein soll mit Obrigkeit und Unterthanen, sondern noch mehr darüber, daß auch in dieser Zukunftsgesellschaft das nicht mehr sein soll, was der Christ Sünde nennt. Das letztere wird euch ganz besonders verwunderlich erscheinen, und zwar um so mehr, wenn ihr höret, daß in dieser Zukunftsgesellschaft auch die Religion aufgehört hat zu bestehen. Das klingt ja fast so, als ob die Religion mit die Ursache der Sünde und ihrer mannigfachen Erscheinungen wäre, und wir sind doch seither der Meinung gewesen, daß die Religion und zwar die christliche Religion die einzige und unverstegliche Quelle aller Tugend, Ehrbarkeit, Rechtschaffenheit, Sittlichkeit, ja der Liebe ist, welche uns das Wort Gottes gelehrt hat als des Gesetzes Erfüllung und als das Band der Vollkommenheit anzusehen. Und bei dieser Ueberzeugung wollen wir auch bleiben, liebe Christen, und ich will euch aufs ernsteste und nachdrücklichste davor warnen, daß ihr euer Ohr solchen Einflüsterungen leihet, welche euch das Gegenteil von eurer seitherigen Ueberzeugung einreden wollen. Das ist ja eitel Wahn und Täuscherei, jene Schilderung von der kommunistischen Zukunftsgesellschaft, in welcher die vollkommenste Gerechtigkeit und Tugendhaftigkeit auf völlig religionslosem Boden von selbst erwachsen, alle Menschen erfüllen und regieren, und einen paradiesischen Zustand der Menschheit herbeiführen soll.

Wir haben nicht die Aufgabe, liebe Christen, in unserer Predigt die Frage zu erörtern oder gar zu entscheiden, ob die Einführung einer kommunistischen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung möglich oder ersprießlich ist für das Ganze. Aber selbst wenn wir die Herstellung derselben für möglich halten wollten, dann könnten wir das doch nur unter der

Voraussetzung, daß alle Glieder dieser Gesellschaft mit gewissenhaftem Pflichtgefühl und gemeinnütziger, selbstloser Gesinnung erfüllt sind. Das nehmen nun freilich auch diese Zukunftsschwärmer an. Aber sie machen die Rechnung ohne den Wirt, wie das Sprichwort sagt. Sie kennen die menschliche Art und Natur nicht; sie übersehen bei ihrer Rechnung die Sünde und verkennen die ungeheure Macht, welche sie über die Menschen samt und sonders ausübt. Sie halten die sündigen Thaten der Menschen für ein Erzeugnis der gesellschaftlichen Zustände, und wissen nicht, daß die Sünde ihren Sitz im Inneren des Menschenherzens hat und daß das Dichten und Trachten des Herzens böse ist von Jugend auf. Sie haben überhaupt eine ganz falsche Vorstellung von dem, was recht und unrecht ist. Sie erkennen kein göttliches Sittlichkeitsgesetz an, sondern erklären die Sittlichkeit als die Befolgung dessen, was die jedesmalige Sitte zu irgend einer Zeit vorschreibt. Deshalb sind sie auch der Meinung, jede Zeit habe ihre besondere Sittlichkeit und ihren besonderen Sittlichkeitsbegriff, und was heute für gut und recht gelte, das sei zu einer späteren oder früheren Zeit unrecht und umgekehrt. Wir aber, liebe Christen, stehen anders. Wir glauben an ein göttliches Sittlichkeitsgesetz, das Gott sowohl in das Gewissen der Menschen eingeschrieben, als auch noch besonders geoffenbart hat, und wir wissen, daß die Menschen daran gebunden sind, und zwar zu jeder Zeit und an jedem Orte. Wir wissen, daß dieses Gesetz ein Ausfluß des heiligen Gotteswillens und daß es deshalb unverbrüchlich und unverletzlich ist. Ja, wir wissen, daß alles, was gegen das Gottesgesetz geschieht und wodurch dasselbe übertreten wird, Sünde und daß die Sünde der Leute Verderben, daß sie es ist, welche alles Uebel und Unglück, alle Trübsal und

Not über die Menschen herbeizieht, sei es daß sie selbst dieselbe durch Verübung der Sünde herbeiführen, sei es, daß Gottes Gericht dieselbe wegen Uebertretung der göttlichen Gebote verhängt. Es erscheint uns von unserem christlichen Gesichtspunkt aus als ein thörichter Wahn, wenn jene Schwärmer annehmen, mit Einführung der socialisirten Gesellschaft würden die Fehler, Mängel, Verkehrtheiten und Sünden, welche die Menschen sich unter der seitherigen falschen Wirtschaftsordnung angewöhnt hätten, ohne weiteres verschwinden, und strenge Gewissenhaftigkeit in der Pflichterfüllung, emsiger Fleiß im Arbeiten, kurz vollständige Tugendhaftigkeit allgemein werden. Es giebt für unsere christliche Erfahrung und Erkenntnis nur ein Mittel, wodurch solche Gesinnung in den Herzen der sündhaften Menschen geweckt und wodurch diese zu einem dieser Gesinnung entsprechenden Verhalten im Leben angeregt und tüchtig gemacht werden können. Und dies Mittel ist die Religion, und zwar die christliche Religion, der innerlich erneuernde und das ganze Leben heiligende bußfertige Glaube an den Sünderheiland Jesus. Und gerade dieses Mittel verwerfen jene Zukunftschwärmer, und stellen sich damit dem thörichten Manne gleich, der den Ast absägte, auf dem er saß. Da war doch der ebenfalls dem Unglauben huldigende Friedrich der Große klüger, der, als ein hoher Beamter einst ihm gegenüber äußerte, hoffentlich werde die Aufklärung bald so weit sein, daß man die abergläubischen Gebräuche der Taufe und des Abendmahls abschaffen könne, entgegnete: Das lasse Er bleiben, denn dann sitze ich nicht mehr sicher auf meinem Stuhle und Er auch nicht! Wir wissen bis jetzt nur von einzelnen wenigen kleineren Gemeinschaften, die es versucht haben, einen solchen Gesellschaftszustand und eine solche Wirtschaftsordnung ein-

durchzuführen, wie ihn jene Socialisten für das ganze Deutsche Reich, ja sogar für die gesamte civilisierte Welt beabsichtigen, aber das sind kleinere Gemeinschaften, welche auf religiöser Grundlage bestehen und die durch ihren religiösen Glauben zusammengehalten und beherrscht werden. Daraus ersehen wir, wie unentbehrlich für jede auf uneigennützigem Gemeinfinn begründete Genossenschaft die Religion, der lebendige religiöse Glaube und seine sorgfältige Pflege ist.

Wir Christen wissen aber ohnedies, daß der lebendige Christusglaube die einzige bewährte Quelle aller wahren Tugendhaftigkeit und Sittlichkeit ist, weil er die Kraft hat, den Menschen innerlich zu erneuern, ihn von der Knechtschaft des Bösen frei und zum Dienste des Guten stark zu machen. Nun sehen wir jedoch ab von dem beabsichtigten socialistischen Zukunftsstaate und sagen: kein Staat, auch unser gegenwärtiges Staatswesen mit seiner individualistischen Wirtschaftsordnung nicht, kann bestehen und gedeihen ohne Religion, ohne die Pflege des lebendigen Christusglaubens. Die Weltgeschichte lehrt es, daß die Staaten nur so lange blühen und gedeihen, als unter den Staatsbürgern die Religion geachtet und gepflegt wird, und daß ihr Verfall und schließlicher Untergang mit der Verachtung und Verwerfung der Religion eintritt. So war es schon in der vorchristlichen Welt bei den heidnischen Staaten. Noch viel erkennbarer tritt das hervor, seitdem das Christentum in der Welt ist und die Völker sich seinem religiösen und sittlichen Einfluß unterstellt haben. Das gesamte Staatswesen blüht, so lange die Staatsangehörigen diesen heilsamen Einfluß auf sich wirken lassen. Sobald sie sich demselben entziehen, geht es mit dem Staate in jeder, in sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht rückwärts. Hier

gilt das Gotteswort: Gerechtigkeit, d. i. das rechte Verhalten zu Gott, erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben, der Völker Schande (Spr. 14, 34). Unser Kaiser Wilhelm I. hat einmal gesagt: dem Volke muß die Religion erhalten werden! Das ist nicht so gemeint, wie Religionsverächter den Ausspruch gedeutet haben, daß dem ungebildeten Volke, um es vor Empörungsgelüsten zu schützen, die Religion als Kappzaum angelegt werden solle, während die Herrschenden sich über dasselbe hinwegsetzen. Bei unseres ersten Kaisers dem Christusglauben zugewandten Sinn drückt dieses Wort vielmehr seinen Herzenswunsch aus, daß unter dem gesamten deutschen Volke aller Stände der christliche Glaube und die daraus entspringende christliche Gesinnung und die aus dieser erwachsende christliche Gesittung allezeit im Schwange bleibe. Gewiß, liebe Christen, stimmen wir alle aus vollem Herzen in diesen Wunsch ein, und machen ihn zu unserem täglichen Gebete, denn wir können uns der Erkenntnis nicht verschließen, daß das, was das deutsche Volk in der Geschichte geworden ist, es zum größten Teil dem Christentum verdankt.

Ich habe schon mehr darauf hingewiesen, liebe Christen, daß diejenige socialpolitische Partei, welche gegenwärtig das große Wort führt, die Umwandlung unseres jetzigen Staatswesens in eine socialisierte Gesellschaft beabsichtigt. Das ist allerdings in unserem deutschen Vaterland zunächst für dieses ins Auge gefaßt. Schon das ist ein riesiger Gedanke. Aber er wird noch viel riesenhafter, wenn die Erkenntnis dazu tritt, daß ein einzelnes Volk die Kollektivwirtschaft nicht betreiben kann, sondern daß dazu auch die Teilhaberschaft der übrigen civilisierten Völker hinzukommen muß. Daher kommt es denn auch, daß diese Socialisten weltbürgerlich gesinnt sind und das Vaterlandsgefühl verleugnen.



Sie sind der Meinung, die Einzelvölker müßten in eine Weltfamilie aufgehen. Das scheint ja nun ein recht ansprechender Gedanke zu sein, und manche, die ihn hegen, behaupten sogar, es sei ein Gedanke, den das Christentum aufgebracht habe. Allein das beruht auf einem Mißverständnis. Durch das Christentum sollen allerdings die verschiedenen Völker noch einmal geeinigt werden. Aber diese Einigung zu einer Herde unter dem einen Hirten Jesus liegt nicht in der gegenwärtigen Weltzeit, sondern sie wird erst im zukünftigen Weltalter verwirklicht werden. Und das geschieht durch das unmittelbare Eingreifen unseres Heilands bei seiner Wiederkunft in Herrlichkeit. Während der jetzigen Weltzeit soll die Verschiedenheit der Völker fortbestehen. Da gilt der Ausspruch unseres Textes: „Gott hat gemacht, daß von einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen und hat Ziel gesetzt und vorgeesehen, wie lang und wie weit sie wohnen sollen“ (Apg. 17, 26). Die gegenwärtig bestehende Völkertrennung, d. h. die Scheidung der Menschheit in verschiedene Völker rührt von Gott und besteht nach seinem Willen seit der Sprachenverwirrung bei dem Turmbau zu Babel. Er hat auch jedem Volk, gleichwie jedem einzelnen Menschen, seine besonderen Gaben und eigentümlichen Charaktereigenschaften gegeben. Mit diesen sollen sie das Wohl des ganzen Menschengeschlechts befördern helfen. Deshalb ist der Patriotismus an seinem Platze und die Vaterlandsliebe soll auch das Christenherz erfüllen. Aber hier thut auch eine Warnung not. Dieses Gefühl für das irdische Vaterland darf nicht unsere Liebe zum himmlischen Vaterland unterdrücken und ersticken. Höher noch und wärmer als für das Deutsche Reich muß unser

deutsches Christenherz für das Reich Gottes schlagen, und seine geistlichen Güter müssen uns mehr gelten, als alle zeitlichen Wohlthaten, die uns das Deutsche Reich gewährt. Hiermit verbinde ich noch eine weitere Warnung. Unser Patriotismus darf nicht, wie leider allzu häufig geschieht, zu einer einseitigen Ueberschätzung unserer Volkseigentümlichkeit, er darf nicht zum Nationalstolz werden. Noch viel verwerflicher ist vom christlichen Standpunkt der Nationalhaß, der sich gegen die anderen Völker richtet und der sich in der Weltgeschichte als die unverstiegbare Quelle fortwährender gottloser Kriege erwiesen hat. Laßt uns, liebe Christen, gute Patrioten und echte Vaterlandsfreunde sein, die Gott dankbar sind für die natürlichen Geistesgaben, die er unserem deutschen Volke geschenkt hat und unter welchen die deutsche Gemütsstiefe eine der edelsten ist. Aber laßt es uns sein nicht in eitlem Nationaldünkel oder gar in gottwidrigem Nationalhaß. Laßt uns unser Vaterland und Volk lieb haben, aber in unsere Liebe auch die übrigen Völker einschließen, damit diese Liebe uns zu deren Achtung und zur Pflege des Friedens antreibe!

Ich komme noch einmal, liebe Christen, auf den socialisirten Zukunftsstaat zurück. Die ihn erstreben, geben sich neuerdings, wie es nach ihren Aeußerungen scheint, der Meinung und Hoffnung hin, derselbe werde sich allmählich und auf friedlichem Wege von selbst machen. Früher sprachen sie es offen aus, daß er nur vermittelt Gewalt, durch gewaltsame Enteignung der jetzigen Besitzer, also durch eine Revolution oder Staatsumwälzung zu stande gebracht werden könne. Wir untersuchen hier nicht und streiten nicht darüber, ob das erstrebte Ziel auf diese oder jene Weise oder auch nur überhaupt erreicht werden wird. Uns liegt es nur ob, jede politische Gewaltanwendung zu

diesem Zwecke als gegen Gottes Ordnung und Gebot laufend zu kennzeichnen und demzufolge entschieden zu verwerfen. Wer sich mit dem Gedanken an eine gewaltsame Staatsumwälzung trägt, der verkennt das göttliche Recht der Obrigkeit. Die Obrigkeit im Staate ist eine göttliche Ordnung und kann eine menschliche Einrichtung, wie das ebenfalls in Gottes Wort, nämlich 1 Petr. 2, 13 geschieht, nur insofern genannt werden, als Menschen es sind, welche das gottgewollte obrigkeitliche Amt verwalten und als ihre Maßnahmen und Gesetze menschlichen Ursprungs sind. Wir haben dies schon in einer früheren Predigt aus Gottes Wort erkannt. Wir haben damals auch bereits erkannt, daß alle gewaltsame Auflehnung und Empörung gegen die bestehende Obrigkeit im Staate eine Sünde ist und deshalb nichts Gutes wirken, sondern nur Unglück und Unsegen herbeiführen kann. Das giebt sich denn auch deutlich genug in der Weltgeschichte zu erkennen für jeden, der die Augen nicht geblinzelnd verschließt. Völker, welche in gewaltsamem Aufstand und Aufruhr gegen die bestehende staatliche Einrichtung und Ordnung ihr Glück suchen, finden nicht dieses, sondern sein Gegenteil. Und geradezu als ein Gericht Gottes müssen wir es erkennen, daß sie, wenn sie einmal den Revolutionsweg betreten haben, von demselben hinfort nicht wieder loskommen können, sondern in immer wiederholten Revolutionen allmählich sich aufreiben müssen. Die revolutionär Gesinnten sind zwar bemüht, dem Volk das Recht zur gewaltsamen Empörung und Staatsumwälzung zuzusprechen. Sie reden von Volkssouveränität. Das soll bedeuten, daß die Obrigkeit ihre Gewalt nicht von Gott habe, sondern vom Volke, daß sie das Regiment führe nicht von Gottes, sondern von des Volkes Gnaden. Ja, wenn dem so wäre, dann möchte wohl dem Volke auch das

Recht zustehen, seiner Obrigkeit nach Belieben den Gehorsam aufzukündigen und sie abzusetzen. Aber Gottes Wort lehrt uns, daß das ein gottloser Irrtum ist, und daß wir, die wir das Wort Gottes als Nichtschwur unseres Thuns und Lassens ansehen, keine Revolutionäre sein dürfen. Uns gilt die Mahnung: mein Kind, fürchte den Herrn und König und menge dich nicht unter die Aufrehrerischen, denn ihr Verderben wird plötzlich entstehen! (Spr. 24, 21—22.)

Diesem Gebot thut auch der Umstand keinen Abbruch, daß der an der Spitze der Obrigkeit stehende Regent etwa eine Verfassungsurkunde, die er feierlich geschworen hat, nicht erfüllt oder gar verlegt. Auch das berechtigt sein Volk nicht dazu, sich gegen ihn und sein Regiment zu empören. Auch ohne solche Beschwörung eines Staatsgesetzes ist die Obrigkeit verpflichtet, ihre Untergebenen nach Vorschrift der Gesetze zu regieren. Diesen aber steht kein Recht der Revolution zu. Die Obrigkeit ist Gott als dem obersten Richter verantwortlich für alles, was sie thut, und dieser wird nicht verfehlen, sie zur Rechenschaft zu ziehen für alle ihre Verschämniß und Verfehlung. So geringen Wert auch die Ungläubigen auf diese Verantwortung legen mögen, für den gläubigen Christen hat sie die höchste Bedeutung. Im Hinblick auf sie erleidet er auch stille das Unrecht, das die Obrigkeit etwa thut. Um dasselbe abzuwenden, weiß er ein besseres, wirksameres Mittel, als die Empörung: er betet für seine Obrigkeit, für diejenige, die gut regiert, und für diejenige, die übel regiert. Und selbst wenn er um des Gewissens willen, weil ein Gebot der weltlichen Obrigkeit mit einem im Gottesworte klar vorliegenden göttlichen Gebote streitet und dieses aufheben will, insbesondere weil sie das Zeugniß und Bekenntniß von Jesu Christo verbietet, der Obrigkeit den Gehorsam versagen muß, so empört er sich nicht gegen

sie, sondern duldet ruhig, was sie seines Ungehorsams wegen über ihn verhängt. So thaten einst die Apostel, als ihnen der jüdische Hoherat die Predigt von Christo verbot. Sie sprachen: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen! (Apg. 4, 19—20; 5, 29.) Sie predigten weiter und erduldeten gelassen die Verfolgung. Sie seien auch in diesem Punkte unsere Vorbilder! Hüten wir uns, liebe Christen, vor dem aufrührerischen Geist, der in unserem mit Recht revolutionär genannten Jahrhundert die Massen beherrscht, und beslecken wir unseren Christennamen nicht mit empörenderem Treiben. Es war ein ganz besonderes Verdienst unseres Reformators Luther, daß er das göttliche Recht des weltlichen Regiments aus Gottes Wort feststellte. Dieses sein Verdienst haben selbst katholische Fürsten erkannt und anerkannt. Kaiser Ferdinand I. sagte: die Lutheraner haben zwei schöne Dinge, erstens daß sie auf Jesu Christi Werk und Verdienst allein ihre Seligkeit bauen, und zweitens daß sie den Stand der weltlichen Obrigkeit als eine Gottesordnung ehren. Ja, selbst ein Usurpator, wie Napoleon I. erklärte die lutherische Religion für diejenige, welche den Bestand des Staates am sichersten verbürge. Evangelische Christen, erzeigen wir uns auch in unserer Stellung und in unserem Verhalten zur staatlichen Obrigkeit als rechte Kinder der Reformation!

II. Die Verpflichtung der Obrigkeit zur Beteiligung an der Lösung der socialen Frage. Das, liebe Christen, ist der zweite Punkt, den wir heute zu besprechen haben. Befürchtet nicht, daß ich bei diesem Punkte die Grenzlinie überschreiten werde, welche ich für meine Behandlung der socialen Angelegenheit auf der Kanzel gleich von vornherein mir gezogen habe. Auch wenn wir reden über die Verpflichtung, welche die Obrigkeit zur Be-

theiligung an der Lösung der socialen Frage hat, werde ich mich hüten, in meiner Predigt ein social-politisches Programm aufzustellen, um dasselbe etwa der Staatsregierung zur Beachtung und Befolgung vorzulegen. Was die Regierung in volkswirtschaftlich-technischer Hinsicht zu thun für gut und zeitgemäß, für notwendig und ersprießlich erachtet, das überlassen wir ihrer Sachkenntnis und Staatsklugheit. Uns ist es hier nur darum zu thun, daß wir feststellen: der staatlichen Obrigkeit fällt ein großer Teil dessen zu, was zur Lösung der socialen Frage geschehen muß.

Wir sind durch unsere seitherigen Betrachtungen zu der Erkenntnis gelangt, daß die Kirche als die Pflegerin des Christentums ihren wichtigen Anteil an dieser schwierigen Aufgabe hat. Ihr liegt es ob, diejenige sociale Gesinnung zu wecken und zu fördern, welche allein eine friedliche und gedeihliche Entwicklung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse ermöglicht und bedingt. Aber ihre Thätigkeit ist nur die eine Seite der Bestrebungen auf dem socialen Gebiet. Sie ist unentbehrlich, wenn diese Bestrebungen zum Ziele kommen und einen befriedigenden gesellschaftlichen Zustand herbeiführen sollen. Aber sie kann nicht alles leisten. Die Staatsregierung muß die andere Seite der Aufgabe in Angriff nehmen und durch ihre mit äußerem Zwange verbundenen Gesetze und Einrichtungen die Lage ihrer um Lohn arbeitenden Unterthanen so gestalten, daß dieselben eine menschenwürdige Existenz erlangen und keine begründete Ursache mehr zur Klage haben. Das zeitliche Wohlergehen ihrer Untergebenen muß so sehr ihr Herzensanliegen sein, daß sie darüber denkt, wie König Alfons von Spanien, der als Symbol einen Pelikan in seinem Wappen führte, der sich in die Brust beißt, um mit seinem Blute seine Jungen zu

nähren, mit der Unterschrift: pro lege et grege, d. h. ich opfere mich für das Recht und für mein Volk! Ihr gilt die Mahnung unseres Textes in seinem zweiten Teile: „So höret nun, ihr Könige, und merket und lernet, ihr Richter auf Erden; nehmet zu Ohren, die ihr über viele herrschet, denn euch ist die Obrigkeit gegeben vom Herrn und die Gewalt vom Höchsten, welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forschen, was ihr ordnet, denn ihr seid seines Reiches Amtleute.“

Es handelt sich hier zunächst um die Zukunft des sogenannten vierten Standes. Die Lohnarbeiter sind allerdings bis in die neueste Zeit im allgemeinen in einer übleren Lage gewesen, als die Angehörigen der übrigen Stände. Sie waren ihren Arbeitgebern gegenüber nicht genügend in ihren Rechten geschützt. Sie waren zu sehr deren Willkür preisgegeben. Und es ist nicht zu leugnen, daß diese, ihre Brotherren, sie vielfach menschenunwürdig behandelt und in schändem Eigennuz ihre Kräfte zu ihrem Vorteil mißbraucht und ausgebeutet haben. Da sind mitunter haarsträubende Grausamkeiten verübt worden und leider sind sie noch immer nicht ganz verschwunden. Dazu kommt noch ein anderer großer Uebelstand. Die Lohnarbeiter waren bis in die neueste Zeit nicht versorgt bei Erkrankungen und Unfällen, es sei denn daß sie selbst sich zur Bildung von Krankenkassen und Unfallversicherungen freiwillig zusammengeschlossen hätten. Für ihre etwa eintretende Invalidität oder Arbeitsunfähigkeit oder gar für ihr Alter war noch weniger gesorgt. Daher kam es denn, daß die Lohnarbeiter, die doch meist von Hand zu Mund leben, in Krankheiten und bei Unfällen, bei bleibender Arbeitsunfähigkeit oder im Alter in der traurigsten Lage sich befanden und nicht selten in Hunger und

Stummer die Tage und Jahre zubringen mußten, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht (Pred. 12, 1). Das waren Zustände, die einer Abhilfe dringend bedurften. Und da hat denn die Staatsregierung in unserem Vaterland und auch teilweise in anderen Ländern thätig eingegriffen und infolge jenes berühmten bahnbrechenden kaiserlichen Erlasses vom Jahre 1881 in Verbindung mit dem Reichstag eine sociale Gesetzgebung entfaltet, welche diesen Notständen abzuhelpfen oder dieselben wenigstens nach vorhandener Möglichkeit zu mildern die Absicht hat. Wer will verkennen, daß diese gute Absicht auch in mancher Hinsicht erreicht und damit den schlimmsten Uebelständen die Spitze abgebrochen ist?

Infolge dieser segensreichen Gesetzgebung ist nunmehr jeder Lohnarbeiter gezwungen, neben dem Zuschuß, welchen die Arbeitgeber und der Staat zuzuschießen haben, auch seinen eigenen Beitrag zu den Krankenkassen, zur Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung zu entrichten, wofür ihm dann bei Eintritt dieser Vorkommnisse die gesetzlich bestimmte Rente gezahlt wird. Das ist denn kein Almosen und keine Armenunterstützung, gegen welche sich mit Recht der Stolz des Arbeiters sträubt, sondern es ist ein durch regelmäßigen Beitrag erworbener Rechtsanspruch. Hier findet ein ähnliches Verhältnis statt, wie es vorher schon bei den Beamten des Staates bestand, welche für den Fall der Dienstunfähigkeit infolge von Erkrankung oder Altersschwäche eine Pension beziehen. Ich denke, liebe Christen, alle Lohnarbeiter sind der Regierung für diese ihnen so sehr zu statten kommende Einrichtung zu Dank verpflichtet. Und es ist meines Erachtens nur zu beklagen und zu verurteilen, wenn dieselbe bei der Arbeiterbevölkerung hier und da auf Unzufriedenheit stößt oder gar



mit spöttischem Achselzucken entgegen genommen wird. Wenn sie auch noch nicht alles bringt und leistet, was wünschenswert ist, so haben wir doch alle Ursache, sie als einen schönen Anfang zu begrüßen. Man hat dieselbe als eine Frucht des „praktischen Christentums“ bezeichnet, und mit Recht, denn ohne Christentum wäre die Welt niemals zu einer solchen Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen gekommen.

Indessen ist das, was ich bis jetzt erwähnte, keineswegs das einzige, was die staatliche Obrigkeit für ihre Lohnarbeitenden Unterthanen gethan hat. Zu der socialen Gesetzgebung, welche der sogenannte Staatssocialismus bewirkt hat, gehört auch alles, was über den Arbeiterschutz angeordnet und verfügt worden ist. Ich habe bereits darauf hingewiesen, liebe Christen, daß die Lohnarbeiter früher zu wenig geschützt waren vor dem schändlichen Eigennutz der Arbeitgeber. Wir sind es dem Stande der Arbeitgeber schuldig, daß wir diese unsere Behauptung nicht über Gebühr verallgemeinern. Sie bezieht sich keineswegs auf alle Mitglieder dieses Standes, denn es fehlt auch nicht an solchen Arbeitgebern, welche ihre Arbeiter stets human behandelt und deren Arbeitskraft nicht lieblos und selbstsüchtig mißbraucht haben. Der gütige Gott, der gesehen hat, was sie gethan haben, wird es ihnen nicht unbelohnt lassen, wie er ja selbst den Trunk Wassers vergelten will, den wir dem Durstigen reichen. Aber es hat auch sehr viele Ausnahmen von dieser guten Regel von jeher und bis in die Gegenwart gegeben und sie werden dem gerechten Gerichte Gottes nicht entgehen. Es war aber deshalb an der Zeit, daß die Staatsregierung Maßregeln zum Schutze der Arbeiter traf, infolge deren dieselben vor Ueberbürdung, Mißhandlung und Ausbeutung gesichert und infolge deren sie auch der

nötigen Ruhe und Erholung teilhaftig werden sollen. Die Arbeiterschutzgesetzgebung regelt die Zeitdauer der Arbeit, die Beschaffenheit der Arbeitsräume, die Beschäftigung der Frauen und Kinder in der Industrie, die Nachtarbeit, die Sonn- und Feiertagsruhe, die Wohnungszustände und anderes. Gewiß, lauter wichtige Angelegenheiten! Wenigstens ist mit dieser Schutzgesetzgebung ein heilsamer und vielversprechender Anfang gemacht, und jeder Lohnarbeiter darf sich desselben freuen. Wir behaupten nicht, daß mit dem, was bis jetzt auf diesem Gebiete gesetzlich verfügt und ausgeführt worden ist, die Arbeiter alles erreicht hätten, was für sie wünschenswert und notwendig ist. Aber wir hoffen, die Staatsregierung, die diesen erfreulichen Anfang gemacht hat, werde auf dem betretenen Wege fortschreiten, um die wirklich berechtigten Forderungen der Arbeiterbevölkerung je mehr und mehr zu befriedigen.

Es steht uns nicht zu, ihr darüber Ratschläge zu erteilen oder Vorschläge zu machen, was für weitere Maßnahmen sie noch auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes treffen soll, insbesondere über eine etwaige Neuordnung des seitherigen Lohnwesens mit irgend welcher Teilhaberschaft am Reingewinn des Geschäfts oder der Fabrik, über bessere Regelung des freien Arbeitsvertrags, über Errichtung von unter Vertretung der Arbeiter gebildeten sogenannten Gewerbekammern oder Gewerbeschiedsgerichten, über Zulassung und Organisation von Gewerkvereinen und Produktivgenossenschaften der Arbeiter u. s. w. Das ist nicht Sache der Predigt, ebensowenig wie es deren Aufgabe ist, die Staatsregierung darauf hinzuweisen und darüber zu belehren, daß sie bei

ihrer socialen Thätigkeit und Gesetzgebung auch ernste Verpflichtungen zu erfüllen hat den anderen an der Volkswirtschaft beteiligten Ständen gegenüber, insbesondere wie sie dieselben für den Handwerkerstand und Bauernstand erfüllen soll. Daß diese beiden Stände gegenwärtig sich in schwerer Bedrängnis und Notlage befinden, ist allgemein bekannt, und ich darf diese Kenntnis auch bei euch, liebe Christen, voraussetzen. Das Handwerk, von dem früher galt, daß es einen goldenen Boden habe, steht in der Gefahr, von der mit Maschinen betriebenen Fabrikarbeit erstickt zu werden; und die Landwirtschaft, die seither als die Ernährerin der übrigen Stände angesehen wurde, droht infolge der massenhaften Einfuhr von Lebensmitteln aller Art aus anderen Ländern, die der erleichterte und erweiterte Handelsverkehr mit sich bringt, zu verarmen. Was nun da von der Staatsregierung geschehen, und welche Anordnungen von ihr getroffen werden sollen, um zu helfen und diese Gefahren wie vom Handwerk so von der Landwirtschaft abzuwenden, das ausfindig zu machen und vorzuschlagen ist nicht Sache der Kirche und des geistlichen Amtes. Wir erlauben uns deshalb auch in der Predigt kein Urtheil darüber, ob für den Handwerkerstand wieder Innungen eingeführt werden sollen, und ob zum Besten des Bauernstandes eine Erhöhung der Eingangszölle am Plake ist oder eine Verstaatlichung des Getreidehandels oder gar eine andere Güterverteilung und Bodenreform. Das alles liegt außerhalb des Rahmens der christlichen Predigt. Aber ich erwähne es, um euch daran zu zeigen, liebe Christen, welche wichtigen und weitreichenden Aufgaben der Staatsregierung in betreff der Lösung der socialen Frage gestellt sind. Und doch habe ich noch nicht alles genannt, sonst hätte ich noch erwähnen müssen, daß

der staatlichen Obrigkeit zu diesem Zwecke auch die Erwägung obliegt, wie der in unseren Tagen allgemein gewordenen leichtsinnigen Verheiratung vorzubeugen ist, jedoch ohne daß dadurch der Unsittlichkeit Vorschub geleistet wird, und ob etwa eine Beschränkung der Heiratsfreiheit, eine Knüpfung derselben an bestimmte körperliche, sittliche und wirtschaftliche Vorbedingungen rätlich ist. Ich müßte weiter erwähnen, daß es Sache der Regierung ist, darüber zu Rat zu gehen, ob nicht etwa und welche Beschränkung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit ein Erfordernis ist in unseren Tagen. Ich müßte endlich erwähnen, daß die Regierung darüber zu beschließen hat, welche Maßnahmen hinsichtlich der zukünftigen Besteuerung zu treffen sind, und ob etwa die indirekten Steuern ganz abzuschaffen und eine progressive Einkommensteuer an ihre Stelle zu setzen sei.

Auf all diesen Gebieten liegen die socialen Aufgaben der staatlichen Obrigkeit. Möge sie ihre ernste Verpflichtung in dieser Hinsicht nicht außer acht lassen und vernachlässigen. Sie muß ja allen ihren Unterthanen, wes Standes sie auch seien, gleiches Wohlwollen entgegen bringen und gleiches Recht angedeihen lassen. Sie soll sich ansehen als die mütterliche Beschützerin und Versorgerin derselben. Das wird unstreitig das beste Mittel sein, um der in bedrohlicher Weise in den handarbeitenden Kreisen der Bevölkerung überhand nehmenden Unzufriedenheit zu wehren und diese zu einer zufriedenen Gesinnung zurückzuführen. Das wird auch den festesten Wall und sichersten Damm bilden gegen das etwa zu befürchtende Hereinbrechen einer revolutionären Flut, die unter ihren wilden Wogen unsere gesamten Kulturerrungenschaften und unsere durch das Christentum hervorgerufene Gesittung und Bildung begraben würde.

Davor wolle uns Gott in Gnaden behüten! Ihn wollen wir, liebe Christen, wie es uns geziemt, mit vollem Ernste anrufen, daß er der Obrigkeit, namentlich dem Kaiser des Deutschen Reiches und seinen übrigen Fürsten, ihren Räten und Beamten, dem Reichstage und den Landtagen christliche Gedanken und Entschlüsse eingebe, um wie allen Staatsangehörigen so auch dem vierten Stande und dessen berechtigten Ansprüchen und begründeten Forderungen gerecht zu werden, damit auf diesem Wege die gegenwärtig schwebende sociale Frage einer möglichst befriedigenden Lösung entgegengeführt werde. Amen.

---

# Achte Predigt

über

Röm. 12, 2.

„Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eueres Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige, der vollkommene Gotteswille!“

In dem Herrn geliebte Christengemeinde! Heute haben wir es in der letzten Predigt, die wir der Besprechung der „socialen Frage“ widmen, mit einem besonders wichtigen Punkte zu thun. Ich will zeigen, daß die sociale Frage eine Religionsfrage ist. Schon aus unseren seitherigen Betrachtungen wird euch klar geworden sein, daß die Religion ein gewichtiges Wort bei der Lösung der socialen Frage mitzusprechen hat. In meiner jetzigen Predigt will ich noch deutlicher nachweisen, welche Aufgabe hierbei der Religion zufällt und in welcher Weise sie diese Aufgabe erfüllt. Während der sogenannte Kulturkampf zwischen der deutschen Reichsregierung und der päpstlichen Kirche geführt wurde, geschah es in einer Reichstagsitzung, daß der damalige Kultusminister die Aeußerung that: man giebt sich vielfach der Meinung hin, als ob die Religion in der heutigen Welt keine Bedeutung mehr habe, und doch erleben wir es, daß gegenwärtig wieder unter ihrer Wucht der

Erdfreis erzittert. Wenn wir die große Mehrheit der Christen in unserer Zeit in ihrem Denken, Reden, Thun und Treiben beobachten, dann könnte allerdings wohl die Meinung in uns entstehen, die Religion sei bei ihnen abgethan, sie spiele in ihrem Leben keine Rolle mehr. Diesen Anschein hat es selbst noch in den letzten Tagen, wo wir zu unserer lebhaften Freude bei nicht wenigen ein Aufflackern des religiösen Sinnes und ein Verlangen, einen geistlichen Hunger und Durst gewahren nach der Predigt des Evangeliums, der die Gotteshäuser namentlich in den Städten zahlreicher als früher besucht werden läßt und den Predigern eine vermehrte Zuhörerschaft zuführt. Es ist eben doch nur eine Minderheit, bei welcher diese Wahrnehmung zu machen ist. Die übergroße Mehrheit scheint keiner Religion zu bedürfen, sondern in materialistische, irdisch-fleischliche Denk- und Sinnesweise versunken zu sein. Aber es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß auch in diesen Weltmenschen, welche der Religion ganz entfremdet zu sein scheinen, noch ein Bedürfnis nach derselben schlummert, das bei irgend einer Gelegenheit aus seinem Schlafe erwachen kann. Der Mensch ist vom Schöpfer so angelegt, daß er die Religion nicht ablegen kann, wie man ein Gewand abstreift. Der religiöse Sinn ist dem Menschenherzen anerschaffen. Der Kirchenvater Augustinus sagt deshalb mit Recht: das Menschenherz kommt nicht eher zur Ruhe, als bis es ruhet in Gott. Nun ist aber dieser unser Gott ein heiliger Gott und wir Menschen sind allzumal Sünder. Daher kommt es, daß wir eine Religion brauchen, die Gott und uns miteinander versöhnt, und das vermag nur eine, die christliche. Aus diesem Grunde ist die christliche die einzig wahre Religion, wie sie die sündigen Menschen nötig haben und die in Wahrheit das leistet, was sie verspricht:

die Wiederherstellung unserer durch unsere Sünde unterbrochenen Gemeinschaft mit Gott. Sie dreht sich um Jesus Christus als ihren Mittelpunkt. Er ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, wie sein Evangelium bezeugt in dem Ausspruch: es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus! (1 Tim. 2, 5.) Und damit wir nicht im Zweifel seien, wie er sein Mittleramt vollzogen hat, fügt es hinzu: der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung, daß solches zu seiner Zeit gepredigt würde (2, 6). Die Mittlerschaft unseres Heilands besteht in der Versöhnung, welche er gestiftet hat zwischen dem heiligen Gott und den sündhaften Menschen. Und diese Versöhnung hat er vollbracht durch die Sühnung unserer Sündenschuld in seinem stellvertretenden Leiden, insbesondere in seinem blutigen Opfertod am Kreuze. So ist es der gekreuzigte und wieder auferstandene Heiland, welcher uns den Zugang zu Gott bereitet, die Gemeinschaft mit dem ebenso gnädigen als heiligen Gott ermöglicht hat. An uns liegt es nun, daß wir von diesem freien Zugang zu dem himmlischen Vater Gebrauch machen. Es ergeht an uns die Mahnung: so wir denn nun haben die Freude zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, welchen er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege durch den Vorhang, das ist durch sein Fleisch, und haben einen Hohepriester über das Haus Gottes, so laffet uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, in völligem Glauben, besprenget in unseren Herzen und los von dem bösen Gewissen und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser! (Hebr. 10, 19—22.) Im bußfertigen Glauben, im reumütigen Vertrauen auf unseren Mittler und Versöhner Jesus und auf sein Versöhnungs- und Sühnungswerk muß



die Wiedervereinigung mit Gott von uns Sündern erlangt, die Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater eingegangen werden. Das macht uns zu rechten Christen. Und solches Christentum wird uns nicht unfruchtbar sein lassen. Es macht uns zu neuen Menschen, denn: ist jemand in Christo, dann ist er eine neue Kreatur (2 Kor. 5, 17). Es gießt die Liebe zu Gott und zu unseren Mitmenschen in unsere Herzen aus (Röm. 5, 5). Es zeitigt in uns die sociale Gesinnung und socialen Tugenden, durch welche wir den Beweis liefern, daß das Christentum im letzten Grunde die einzige Macht ist, welche die Lösung der socialen Frage vollbringen kann und vollbringen wird. Ein Eisenbahnarbeiter aus der Gemeinde erzählte mir, daß er in der Werkstätte neben einem Kameraden schaffe, welcher der Methodistengemeinde angehöre; dieser habe ihm mitgeteilt, daß ihr Geistlicher in einer Predigt die Aeußerung gethan habe: für mich ist die sociale Frage in einem Worte gelöst, nämlich in dem Gebot: du sollst lieben deinen Nächsten als dich selbst! Er hat recht gesprochen: so ist es in der That. Das soll uns die heutige Predigt klar machen, in welcher wir reden wollen über die Behauptung:

**Die sociale Frage ist eine Religionsfrage.**

denn:

- I. die Religion ermöglicht eine vorläufige befriedigende Lösung der gegenwärtig schwebenden socialen Frage, und
- II. sie lehrt uns auf die dereinstige vollkommene Lösung aller socialen Fragen und Probleme durch das unmittelbare göttliche Einschreiten im Glauben warten.

I. Wie sehr die „sociale Frage“ eine Religionsfrage ist, ersehen wir, liebe Christen, schon aus dem Umstand, daß diejenige social-politische Partei, welche die jetzt schwebende sociale Frage mit besonderer Energie zur Verhandlung gebracht hat und behauptet, das allein richtige Mittel zur Lösung dieser Frage zu kennen, in ihr Programm den Satz aufgenommen hat: die Religion ist Privatsache! Ihr fragt, was damit gesagt sein soll. Die den Ausspruch möglichst unbedenklich auslegen wollen, die erläutern, durch denselben sei nur dies gemeint, daß künftig der Staat und die Staatsregierung die Kirche als die Vertreterin und Pflegerin der Religion mit Geldmitteln nicht mehr unterstützen solle; es solle künftig die Kirche von seiten des Staates nicht anders wie jeder Privatverein gehalten und behandelt werden. Bei dieser Erklärung jenes Ausspruchs wird vorausgesetzt, daß die Religion auch in Zukunft fortbestehen, ja daß auch die Kirche in ihrem Bestande bleiben wird; nur wird die Kirche nicht mehr Staatskirche sein, sondern Freikirche, wie es jetzt schon mit der Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und auch bereits mit den Sekten bei uns ist. So sonderbar euch auch dieser Vorschlag erscheinen mag, die ihr an die seitherige enge Verbindung von Kirche und Staat gewöhnt seid, so ungefährlich würde doch der erwähnte Ausspruch sein, wenn er weiter keinen Sinn hätte als diesen. Wenn nur die Kirche fortbesteht, das ist die Hauptsache. In welcher Stellung sie dabei zum Staate sich befindet, das ist Nebensache.

Allein es liegen gewichtige Gründe vor, anzunehmen, daß dieser Ausspruch einen schlimmeren Sinn in sich birgt. Im allgemeinen ist die Stimmung in den Kreisen, aus welchen er hervorgegangen ist, eine entschieden religions- und insbesondere christentumsfeindliche. Und dieser Umstand

läßt uns darauf schließen, daß derselbe die Bedeutung hat: wer noch künftig so thöricht sein und Religion haben will, der mag sie haben, aber für sich; irgend einen Einfluß auf das öffentliche Leben und auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse wird der Religion nicht mehr verstattet werden. Dem Ausspruch liegt unzweifelhaft die Meinung zu Grunde, daß die Religion — und dabei handelt es sich selbstverständlich um das Christentum — im Aussterben begriffen sei. Das geht mit Gewißheit aus zahlreichen Aeußerungen derer hervor, welche die Wortführer der genannten socialen Partei sind. Sie sprechen sich unumwunden dahin aus, daß mit dem Staate auch die Religion aufhören wird. Sie sagen: Gott wird nicht abgesetzt, die Religion wird nicht abgeschafft, sie wird den Leuten nicht aus dem Herzen gerissen. Vielmehr ohne jeden gewaltsamen Angriff auf die Bekenner der Religion und ohne jede gewaltthätige Unterdrückung von religiösen Meinungen wird die Religion allmählich von selbst verschwinden. Der Fortschritt und die Aufklärung werden ihr, wie allem Aberglauben, den Garaus machen. Jetzt suchen die herrschenden Klassen sie noch als Mittel ihrer Herrschaftsausübung zu erhalten, was am deutlichsten der bekannte Ausspruch beweist: dem Volke muß die Religion erhalten werden. Dies Geschäft der Religionspflege ist in der auf Klassenherrschaft gegründeten und beruhenden Gesellschaft ein höchst wichtiges. Es hat sich eine besondere Kaste gebildet, welche dasselbe besorgt, das ist die Priesterkaste. Die Religion ist keine reale Wahrheit, sie ist nur die Widerspiegelung des jeweilig bestehenden Gesellschaftszustands. Im Zustand der Roheit ist die Religion Naturdienst und Vielgötterei, bei vorgeschrittener Kultur wird sie zum Glauben an einen unsichtbaren Gott. Es ist nicht die Gottheit, welche die Menschen erschafft, sondern

es sind die Menschen, welche sich ihre Götter, ihren Gott machen nach ihrem jeweiligen Bildungsgrade. Der Mensch schafft sich seinen Gott nach seinem eigenen Bilde, nicht schuf Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde. Auf der gegenwärtigen Kulturstufe halten die Menschen das All für Gott oder sie leugnen Gott ganz. Die Naturwissenschaft hat die Schöpfung zur Mythe und Fabel, den Himmel zu einem Luftgebilde gemacht. Jetzt fängt die herrschende Klasse, die sich in ihrer Existenz bedroht sieht, an, sich aus Angst an die Religion zu klammern, obwohl sie seither selbst nichts mehr glaubte. Sie ruft die Priester und die Kirche zur Hilfe auf. Aber das kann die Auflösung der Kirche und den Untergang der Religion nicht hindern. In der kommenden Gesellschaft muß auch der Priester arbeiten, und dann kommt auch wohl für ihn die Zeit, wo er einsieht, daß das Höchste ist: ein Mensch zu sein. Die Sittlichkeit und Moral hat mit der Religion nichts zu thun. Sie regelt die Beziehungen und Handlungen der Menschen zu einander, während die Religion es mit dem vermeintlichen Ueberfinnlichen zu thun hat. Und wie die religiösen Vorstellungen, so offenbaren auch die sittlichen Begriffe den jedesmaligen Kultur- und Bildungsstand der Menschen. Der Kannibale betrachtet die Menschenfresserei als sittlich. Die Griechen und Römer sahen die Sklaverei, die Feudalherren des Mittelalters die Leibeigenschaft als moralisch an. So erscheint den jetzigen Kapitalisten und Geschäftsunternehmern das Lohnarbeitsverhältnis, die Schinderei der Frauen durch Nachtarbeit, der Kinder durch Fabrikbeschäftigung als das Rechte. Der sittlich höchste Stand ist der, wenn die Menschen sich als Freie und Gleiche gegenüberstehen und nach dem Grundsatz leben: was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu!

Das ist die Meinung der von mir erwähnten socialen Partei. So ist sie in dem bereits früher erwähnten Buche dargestellt. Was wollen wir hierzu sagen, liebe Christen? Ich mache euch zuerst darauf aufmerksam, daß diese Ausföhrung merkwürdigerweise mit einem Worte unseres Heilands endet, denn er ist es, der in seiner berühmten Bergpredigt den Grundsatz aufgestellt hat: alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen, das ist das Gesetz und die Propheten! (Matth. 7, 12.) Das ist schon ein Triumph des Christentums, daß auch sein Gegner und Feind diesen Moralgrundsatz anerkennen muß. Es ist überhaupt gar lehrreich zu beobachten, welch mächtigen Einfluß das Christentum auf die Denk-, Geföhl- und Anschauungsweise der Menschen ausgeübt hat, und nun wollen die Undankbaren das nicht anerkennen. Ihr Grundirrtum besteht darin, daß sie meinen, die Sittlichkeitsbegriffe ständen in gar keinem Zusammenhang mit der Religion, während doch für jeden Einsichtsvollen klar ist, daß die Religion die sittlichen Begriffe und Grundsätze erzeugt. Je höher die Religion steht, desto höher steht auch die Sittlichkeit bei den Menschen. Die einzig rechte Religion ist das Christentum; deshalb erzeugt auch dieses die wahre Sittlichkeit. Das sehen wir an den sittlichen Vorschriften und Geboten, welche unser Heiland und seine Apostel aufstellen. Das sehen wir auch an den Menschen, welche den Glauben an den Sünderheiland Jesus in ihrem Inneren zur Kraft kommen lassen. An ihnen bewährt sich das Wort: ist jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur (2 Kor. 5, 17). Sie führen das aus, was ihnen das Wort Gottes gebietet: erneuert euch im Geiste eures Gemütes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit! (Eph. 4, 23—24),

und: nach dem, der euch berufen hat und heilig ist, seid auch ihr heilig in allem euerem Wandel, denn es steht geschrieben: ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig! (1 Petr. 1, 15—16.) Insbesondere aber ist es die Liebe, welche der lebendige Jesusglaube in den Herzen erweckt und an die Stelle der natürlichen Selbstsucht stellt, denn die Liebe ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist (Röm. 5, 5). Das Leben des bekehrten Christen ist ein Leben in der selbstverleugnenden, für die Menschen sich aufopfernden Liebe.

Das zweite, was ich geltend machen will, liebe Christen, ist dies, daß die Religion, wie wir hieraus erkennen, doch nicht bloße Privatsache ist. Sie ist zwar allerdings etwas Innerliches, sie ist die Beziehung, in welcher der Mensch zu Gott steht, die Gemeinschaft des Menschen mit Gott. Aber dies Innerliche drängt zu einer äußerlichen Kundgebung. Dem, was wir in unserem Inneren von der beseligenden, erneuernden und heiligenden Gottesgemeinschaft erleben und erfahren, dem müssen wir auch nach außen hin Ausdruck geben in dem Bekenntnis unseres Glaubens, wie die Apostel vor dem jüdischen Hoherat bezeugten in den Worten: wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehört haben (Apg. 4, 20). So fordert es auch der Heiland von seinen Anhängern, wenn er sie versichert: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater (Matth. 10, 32). Er verlangt von ihnen eine offene Kundgebung ihres innerlichen Glaubens. — Aber die Sache hat noch eine andere Seite, liebe Christen. Mit dem christlichen Glauben hängen ganz untrennbar zusammen die sittlichen Gebote und Forderungen, die derjenige anerkennen und erfüllen muß, der im Glauben an den Heiland steht. Thut

er es nicht, dann giebt er damit auch seinen Glauben auf. Darum kann die Religion, das Christentum keine bloße Privatsache sein. Seine sittlichen Grundsätze wollen mit Naturnotwendigkeit sich geltend machen nach außen hin, auf den Verkehr und Umgang mit unseren Nebenmenschen, auf unsere Beziehungen zu ihnen in den socialen und wirtschaftlichen Angelegenheiten, auf die Einrichtungen und Anordnungen des Staates und seiner Regierung. Damit wird die christliche Religion aus einer Privatsache zu einer sehr öffentlichen Angelegenheit. Entweder lassen sich die Menschen in ihren Beziehungen zu einander von solchen Grundsätzen leiten, die dem Christentum widersprechen, oder der Verkehr der Menschen untereinander in persönlicher und geschäftlicher Hinsicht wird von der christlichen Sittlichkeitslehre beherrscht. Dasselbe Verhältnis findet sich auch bei der Regierung des Staatswesens. Entweder wird diese in unchristlichem oder in christlichem Geiste geführt und von der Moral des Christentums beeinflusst. Auf das letztere muß unser Streben gerichtet sein, wenn wir die Vollkommenheit der christlichen Religion in unserem Inneren erkannt haben. Wir dürfen also unsere Religion nicht als bloße Privatsache ansehen, sondern wir müssen sie in die Öffentlichkeit tragen und hier mit aller Kraft geltend machen.

Liebe Christen, unser Text ermahnt uns: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eueres Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches sei der gute, der wohlgefällige, der vollkommene Gotteswille!“ Die Religionslosigkeit oder die materialistische Sinnes-, Denkungs- und Anschauungsweise, die wir kennen gelernt haben, führt

zu einer falschen Auffassung der socialen Angelegenheit. Aus derselben entspringt der doppelte Wahn, erstens daß die jetzigen wirtschaftlichen Verhältnisse schuld seien nicht allein an allen Notständen, sondern auch an allen Vergehen und Verbrechen, die uns entgegen treten, und zweitens daß es in der Menschen Macht stünde, auf dieser Erde und während der gegenwärtigen Weltzeit einen Gesellschaftszustand herzustellen, in dem alle Notstände samt allen Sünden verschwinden würden, weil die Menschen allesamt von Natur gut seien; ja, daß dieser paradiesische Zustand hergestellt werden müsse, weil vom Jenseits und von göttlicher Hilfe nichts zu erwarten sei. Meine ganze seitherige Bemühung in diesen Predigten ist darauf gerichtet gewesen, euch, liebe Christen, diese Ansichten als einen Irrwahn, der nicht zur Lösung der socialen Frage, sondern nur zu heilloser Verwirrung führen wird, zur Erkenntnis zu bringen. Auf der anderen Seite war es mein Bestreben, euch zu zeigen, daß das Christentum allein die Lösung der socialen Frage bringt. Das thut es damit, daß es in allen denjenigen Personen, welche an dieser wichtigen Aufgabe beteiligt sind, die Gesinnung erweckt und pflegt, welche zu ihrer Erfüllung unentbehrlich ist. Es erweckt diese Gesinnung im Staate, in der Kirche, bei den Arbeitgebern und Arbeitern, bei den Besitzenden und Besitzlosen.

Das Christentum erweckt die rechte sociale Gesinnung im Staate, bei der Staatsregierung und Volksvertretung. Das hat in unserem Deutschen Reiche der Mann, der die sociale Gesetzgebung anregte, damit bezeugt, daß er dieselbe als „praktisches Christentum“ bezeichnete. Das ist gewiß: nur in einem Staatswesen, in welchem das Christentum seinen Einfluß ausübt, wird es zu einer solchen Gesetzgebung kommen, werden derartige



Einrichtungen und Veranstaltungen zum Besten der Lohnarbeitenden Bevölkerung getroffen werden. In nichtchristlichen Staaten denkt man an solches nicht. Wenn aber die Regierung eines Staates sich vom Geiste des Christentums bestimmen läßt, dann fühlt sie sich getrieben und verpflichtet, auch für diejenigen ihrer Unterthanen zu sorgen, welche in Bezug auf ihre äußeren Lebensverhältnisse am schwächsten gestellt sind, mögen sie nun in der Gewerbtätigkeit oder in der Landwirtschaft, im Handwerk oder im Handelsgeschäft arbeiten. Ja, auch für diejenigen ihrer Unterthanen trägt sie Sorge, welche zeitweilig durch unvermeidliche Umstände, wie durch Stockungen im Geschäftsbetriebe, arbeitslos und damit verdienst- und brotlos werden. Das kommt ja immer und immer wieder vor in unserer Zeit, und um so mehr, weil an vielen Orten Uebervölkerung vorhanden ist. Wir lassen uns hier nicht darauf ein, zu untersuchen und festzustellen, ob in einem geordneten Staatswesen jeder Arbeiter ein Recht auf Arbeit beanspruchen kann. Das ist eine Frage, die nicht in die Predigt gehört. Aber wir dürfen und müssen es aussprechen, daß es einem Gemeinwesen, das auf den christlichen Namen Anspruch erhebt, wohl ansteht und geziemt, seinen Lohnarbeitenden Angehörigen nach Kräften für Arbeit und damit für Verdienst zu sorgen, wenn es ihnen daran gebracht. Wir freuen uns dessen, was unsere Regierung auf dem Gebiete der Versorgung und des Schutzes der Lohnarbeiter bereits ins Werk gesetzt hat, und stehen in der getrosten Zuversicht, daß sie sich vom Geiste des Christentums wird antreiben lassen, ihre Bestrebungen in dieser Hinsicht fortzusetzen.

Wohl fällt bei der Lösung der socialen Frage dem Staate die Hauptaufgabe zu. Aber weil die Staatsregierung diese Aufgabe nur lösen kann, wenn und soweit sie vom

christlichen Geiste erfüllt ist, so geht schon daraus hervor, daß auch die Kirche als Pflegerin der christlichen Religion bei der Lösung der socialen Frage wesentlich beteiligt ist. Wenn ich hier, liebe Christen, von der Beteiligung der Kirche an dieser Aufgabe rede, so denke ich dabei zunächst an das kirchliche Amt, an das Predigtamt. Worin besteht seine Aufgabe auf diesem Gebiet? Einen großen und wichtigen Teil derselben vollzieht es in der Predigt. Was hat es nun in Bezug auf die sociale Frage in der Predigt zu leisten? Das habe ich in meinen seitherigen Predigten über diesen Gegenstand zu zeigen mir angelegen sein lassen. Ich habe das göttliche Recht der Obrigkeit, der Ehe und Familie, der Arbeit, der Sonntagsruhe und -heiligung, des Eigentums auf Grund des Wortes Gottes nachgewiesen. Ich habe der Obrigkeit ihre durch das Christentum gebotene Aufgabe vorzuhalten mir gestattet, und sie ermahnt zur Beseitigung der Gefahren, Schädigungen und Hindernisse des sittlichen Lebens wie aller ihrer Unterthanen, so auch der Lohnarbeitenden. Ich habe den Arbeitgebern und Geschäftsunternehmern die Pflichten vorgestellt, welche ihnen das Christentum auferlegt ihren untergebenen Arbeitern gegenüber. Ich habe mich zum Anwalt der Arbeiter, Tagelöhner, Dienstleute, Geschäftsgehilfen, Lehrlinge, kurz der Abhängigen aller Art aufgeworfen, aber ich habe auch nicht versäumt, sie zu dem zu ermahnen und ihnen das einzuschärfen, was ihnen als Christen zu thun obliegt. Ich habe die Besitzenden zur gottwohlgefälligen Verwaltung ihres Vermögens und zur Wohlthätigkeit, und anderseits die Armen zum Fleiß, zur Wirtschaftlichkeit, zur Ordnungsliebe, zur Zufriedenheit und Genügsamkeit aufgefordert und sie gewarnt vor der Trägheit und Nachlässigkeit, vor Pflichtversäumnis und Ver-

wahrlosung, vor Untreue und Unredlichkeit, vor Begehrlichkeit und Unmäßigkeit, vor Unbotmäßigkeit und Trotz. Ich habe den Klassenhaß als unchristlich gebrandmarkt und den verschiedenen Ständen das friedliche Einvernehmen und den freundlichen Verkehr untereinander empfohlen. Bei all dem habe ich mich jedoch gewahrt und auch gewarnt vor jeder von Amts wegen geübten Einmischung in das eigentlich wirtschaftliche und politische Gebiet der socialen Frage und zumeist vor allem agitatorischen Auftreten und Gebahren. Mit diesem aber glaube ich das gethan zu haben, was dem kirchlichen Amte vor allem obliegt.

Indessen, liebe Christen, wenn wir von der Teilnahme der Kirche an der Lösung der socialen Frage reden, dann dürfen wir nicht bloß an das geistliche Amt denken, sondern wir müssen uns gegenwärtig halten, daß alle Glieder der christlichen Kirche, wenigstens alle gläubigen und bekehrten Christen die Pflicht haben, die der Kirche von ihrem himmlischen Oberhaupt gestellten Aufgaben erfüllen zu helfen. Das die außeramtliche freie Vereinsthätigkeit in der Christenheit, welche sich in dem Werke der Inneren Mission zusammengefaßt hat. Die Innere Mission will denjenigen Theilen der getauften Bevölkerung, welche vom kirchlichen Amt nicht erreicht werden, weil sie sich dem Gemeindegottesdienst entziehen, das Evangelium verkündigen durch besondere Reiseprediger oder Evangelisten. Sie will aber außerdem auch die christliche Wohlthätigkeit in eine bestimmte Ordnung bringen, und zu dem Ende stiftet sie ihre Anstalten zur Hebung oder wenigstens Binderung der vielfach vorhandenen sittlichen und leiblichen Noth. Bei all diesen Thätigkeiten, welche sie betreibt, will sie nicht in ein fremdes Amt greifen oder dem kirchlichen Amt Konkurrenz machen, sondern mit ihm Hand in Hand gehen. Sie treibt Kranken-

pfllege durch ihre Diakonen und Diakonissen; Armenfürsorge durch ihre freiwilligen Armenpfleger und Pflegerinnen; sie sucht die entlassenen Sträflinge zu einem rechtschaffenen Leben zurückzuführen durch ihre Unterstützungsvereine; sie kämpft gegen die Prostitution und gegen die Trunksucht durch ihre Magdalenenhäuser und Trinkerashyle, wie durch ihre christlichen Männer-, Jünglings- und Jungfrauenvereine, und durch ihre Enthaltensamkeits- oder Mäßigkeitsverbindungen; sie nimmt die sittlich verwahrloste Jugend in Rettungsanstalten auf; sie gründet für die Arbeitslosen Herbergen zur Heimat, Arbeiterkolonien, und Zufluchtsstätten für die Obdachlosen; auch macht sie sich für dieselben nützlich durch Errichtung von Stellen zum Arbeitsnachweis; sie bildet Näh-, Flick- und Haushaltungsschulen für die Töchter der Arbeiterfamilien; sie leitet zum Sparen an durch Einführung von Pfennigsparkassen und Konsumvereine; sie sammelt die Arbeiter und Handwerker in christlichen Arbeiter- und Handwerkervereinen, die Landwirte in Bauernvereinen, um sie der auf dem socialen Gebiet im Schwange gehenden Verführung zu entziehen und ihre besonderen Interessen vertreten zu können; sie stiftet Vereine zur Erbauung von Arbeiterwohnungen, um der sittengefährlichen Wohnungsnot zu steuern; sie denkt endlich auch an die Erholung, die der Arbeiter zu seiner geistigen Erhebung, gemüthlichen Erquickung und leiblichen Erfrischung bedarf, und hält zu diesem Zwecke christliche Familienabende, feiert christliche Volksfeste, öffnet Arbeiterheime und Lesesäle. Zu dem allem treibt sie der Geist des Christentums, die Liebe zum Heiland, der da sagt: was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan! (Mtth. 25, 40.)

Dieser Geist muß die Arbeitgeber erfüllen, wenn

es zu einer Lösung der socialen Frage kommen soll. O, daß sie alle sich das merken und sich darnach richten wollten! Manche von ihnen haben es bereits begriffen, und ihre väterliche Fürsorge für ihre Arbeiter, die sich in mannigfachen Wohlfahrtseinrichtungen kundgiebt, legt hiervon ein höchst erfreuliches Zeugnis ab. Sie klagen allerdings zum Teil darüber, daß sie mit ihren humanen Bestrebungen und mit den erheblichen Geldopfern, welche sie dafür bringen, auf schnöden Undank stoßen. Mögen sie sich durch derartige niederschlagende Erfahrungen von der betretenen Bahn nicht abwendig machen lassen! Andere ihrer Geschäftsgenossen dürfen sich auch einer dankbaren Anerkennung ihrer Bemühungen erfreuen. Das soll jenen neuen Mut und Hoffnung einflößen. Denn nur durch die Erweisung einer solchen vom Geiste des Christentums erweckten Teilnahme an dem Wohlergehen ihrer Arbeiter kann die sociale Frage gelöst werden.

Freilich muß dazu auch das rechte Verhalten der Arbeiter treten. Sie dürfen die Fürsorge ihrer Arbeitgeber nicht mit Undank lohnen, sondern müssen sich dadurch zu desto regerem Eifer und Fleiß, zu desto größerer Gewissenhaftigkeit in Erfüllung ihrer Pflichten anregen lassen. Könnet ihr, meine Brüder und Schwestern, euch mit gutem Gewissen das Zeugnis geben, daß das bei euch stattfindet? Ihr entgegnet vielleicht: wir haben auch keine solche wohlmeinenden Brotherren! Ich gestehe, daß das traurig für euch ist. Aber es entbindet euch nicht von treuer Pflichterfüllung. Viele von euch, ich darf euch das nicht verschweigen, sind auf dem Standpunkt angelangt, daß sie nur noch Forderungen stellen und Rechte beanspruchen, aber von Pflichten und Obliegenheiten wollen sie nichts hören. Aber wo Rechte sind, da sind im menschlichen Leben allemal auch Pflichten.

Und wer auf die Rechte Anspruch erhebt, der ist auch an die Pflichten, die ihm sein Beruf auferlegt, gebunden. Es ist wahrhaft beängstigend, zu gewahren, wie wenig ernst in allen Ständen es heutzutage mit der Leistung der Berufspflichten genommen wird. Die Menschen suchen es sich nur möglichst bequem und leicht zu machen in ihrer Berufsarbeit und möglichst hohe Bezahlung für dieselbe zu erlangen, um recht viel Zeit, Muße und Mittel zu gewinnen für ihre Lieblingsbeschäftigungen oder für ihre Unterhaltung und Vergnügung. Bei solcher Gesinnung, liebe Christen, kann weder Gesellschaft noch Staat bestehen, kann weder das wirtschaftliche noch geistige Leben gedeihen. Dem Ueberhandnehmen solcher gewissenlosen Gesinnung kann aber nur das Christentum dadurch steuern, daß es Einfluß gewinnt auf die Herzen und Seelen der Menschen und sie mit pflichttreuem Geiste erfüllt.

Ingleichen muß es die Besizenden von der häßlichen Selbstsucht frei und sie geneigt machen zur Uebung der Wohlthätigkeit gegen diejenigen ihrer Mitmenschen, welche derselben benötigt sind. Kaum wird eine Tugend vom Worte Gottes eindringlicher empfohlen, als die Wohlthätigkeit. Das ist uns ein Beweis, liebe Christen, daß sie nicht nur fleißig, sondern auch fortdauernd geübt werden soll. Trotzdem treten in unserer gärenden Zeit solche auf, welche ihr den Garaus machen möchten, und das sind diejenigen, welche sich ganz besonders zu Anwälten der Besitzlosen aufwerfen. Ihr fragt: was bestimmt sie denn zur Verwerfung der Wohlthätigkeit? Sie schreiben auf ihr Panier: Gerechtigkeit statt Wohlthätigkeit! Das ist bestechend. Sie wollen damit zu verstehen geben, wenn eine gerechte Wirtschaftsordnung an die Stelle der jetzigen ungerechten gesetzt würde, dann würde die Wohlthätigkeit entbehrlich werden. Und sie meinen, das wäre gut, denn die Wohlthätigkeit sei

für den Empfänger stets demütigend und entehrend. Was sollen wir dazu sagen? Es ist ein Körnchen Wahrheit in dieser Behauptung. Sagt selbst, liebe Christen, was würdet ihr von einem Arbeitgeber halten, der seinen Arbeitern den rechtmäßig verdienten Lohn verkürzt oder vorenthält und daneben bei einer Sammlung für Berunglückte sich in der öffentlichen Liste mit einem namhaften Beitrag aufführen läßt? Und solche Leute giebt es. Das wäre aber eine Wohlthätigkeit, geübt auf Kosten der Gerechtigkeit, und das kommt wirklich vor. Da treten denn jene Verächter der Wohlthätigkeit auf und sagen: ihr errichtet für die Arbeitslosen Verpflegungsstationen und für die Obdachlosen Zufluchtsstätten; statt dessen sollte die Obrigkeit in Staat und Gemeinde diesen für Arbeit sorgen. Oder sie sagen weiter: ihr gründet Bewahranstalten und Krippen für die kleinen Kinder der Hausmütter, welche mit an die Arbeit außer dem Hause gehen müssen; statt dessen sollte die Staatsregierung die Fabrikarbeit der Hausfrauen verbieten. Sie behaupten, das wäre Gerechtigkeit geübt statt der Wohlthätigkeit! Wir wollen nicht bestreiten, daß in manchen Fällen die Gerechtigkeit wirklich an die Stelle der Wohlthätigkeit treten könnte und sollte. Aber ich bin der Ueberzeugung: überflüssig gemacht werden kann die Wohlthätigkeit nicht durch menschliche Einrichtungen. Auch mit aller möglichen Verbesserung der wirtschaftlichen Zustände wird die Armut und Unterstützungsbedürftigkeit nicht aus der Welt geschafft werden. Drum wird auch die Wohlthätigkeit nie ausgehen dürfen. Das hat Gottes Wort vorausgesehen und sie für uns zu einem Hauptgebot gemacht. Sie ist auch allezeit eine Frucht des Christentums gewesen. Wo sein Einfluß sich geltend macht, da blüht auch die Wohlthätigkeit.

Da findet sie aber auch den rechten Anklang und Widerhall in den Herzen derjenigen, welche sie erfahren. Das Christentum weckt in denselben die Dankbarkeit gegen die Wohlthäter und vertreibt daraus den widerwärtigen Trotz, der die Wohlthat als ein Recht beansprucht. Wo der christliche Glaube Eingang findet in den Seelen, da macht er auch die Menschen arbeitswillig und verdrängt die natürliche Arbeitsträgheit, die sich auf Kosten der Wohlthätigkeit breit macht und es vorzieht, sich von den anderen ernähren zu lassen, statt sich selbst anzustrengen. Der Christusglaube macht die Menschen gewissenhaft auch in der Anspannung der geistigen und körperlichen Kräfte und in der Ausnützung der Zeit und Gelegenheit zu nutzbringender Thätigkeit. Der Christ strebt mit aller seiner Kraft darnach, der Wohlthätigkeit nicht zur Last zu fallen. Er will sich durch eigene Arbeit seinen Lebensunterhalt erwerben und verdienen. Bringen es jedoch unglückliche Umstände dahin, daß er das nicht vermag, dann nimmt er bescheiden und dankbar gegen Gott und die Menschen auch die Wohlthat an.

Hiermit habe ich in kurzen Strichen den Weg aufgezeigt, auf welchem die Religion eine vorläufige befriedigende Lösung der gegenwärtig schwebenden socialen Frage herbeizuführen imstande ist.

II. Und nun laßt mich, liebe Christen, zu der zweiten von mir aufgestellten Behauptung kommen, daß die Religion uns auf die dereinstige vollkommene Lösung aller socialen Fragen und Probleme durch das unmittelbare und wunderbare göttliche Einsichreiten im Glauben warten lehrt. Ich habe vorher gesagt: das Christentum ermöglicht eine vorläufige befriedigende Lösung der gegenwärtig schwebenden



socialen Frage. Das genügt aber den socialistischen Weltverbesserern nicht, welche der Meinung sind, daß sich durch menschliche Einrichtung eine vollkommene Lösung der socialen Frage herbeiführen ließe. Sociale Fragen sind von alters her in der menschlichen Gesellschaft aufgetaucht und haben im Laufe der Jahrhunderte ihre Lösung gefunden teils auf friedlichem Wege, meistens aber nicht ohne schweren Kampf. Diese Lösung war jedoch niemals eine so vollkommene, daß sie vollständige Befriedigung hervorgerufen hätte. Dann sind wieder andere sociale Probleme hervorgetreten, und gegenwärtig handelt es sich, wie wir erkannt haben, um die Zukunft des sogenannten vierten Standes, der Lohnarbeiter. Wenn wir nun auf die Lehre der Geschichte achten, dann werden wir auch auf diesem Gebiete auf eine ganz vollkommene und in jeder Hinsicht zufriedenstellende Entscheidung nicht rechnen dürfen. Wir werden uns vielmehr begnügen müssen, wenn dieselbe nur irgendwie befriedigend ausfällt, wenn durch dieselbe ein wesentlicher Fortschritt in der Verbesserung des Loses unserer Lohnarbeitenden Mitmenschen erzielt wird. Und das kann erreicht und zwar auf friedlichem Weg erreicht werden, wenn alle, die daran mitzuhelfen berufen sind, ernstlich das thun, was ihnen zukommt. Es ist aber meine feste Ueberzeugung: sie werden es nur thun, sofern und soweit sie sich vom Geiste des Christentums erfüllen und regieren lassen. Thun sie es nicht, dann werden freilich ernste und wohl gar schreckliche Kämpfe nicht ausbleiben. Leider ist es ja so, daß Fortschritte in der geistigen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Menschengeschlechts durch harten Kampf erungen werden müssen.

Soll und wird das immer so fortgehen? Es giebt viele, welche diese Frage bejahen und sich der Meinung hin-

geben, allmählich verbessere sich der geistige, politische und wirtschaftliche Zustand der gesamten Menschheit immer mehr, und so werde schließlich auf dem ganz natürlichen Wege der Entwicklung die Vollendung erreicht werden. Ein wesentlicher Fortschritt zu diesem Ziele werde, so fügen die socialistischen Weltverbesserer hinzu, durch die beabsichtigte Socialisierung der Gesellschaft erfolgen. Wie haben wir uns, liebe Christen, zu dieser Behauptung zu stellen?

Aber wir haben es gar nicht allein mit diesen unchristlichen Leuten zu thun. Es giebt auch nicht wenige Christen, welche ähnlicher Meinung sind, wie diese. Auch sie glauben an eine allmähliche Weltverbesserung und Weltverklärung, die jedoch nicht auf dem natürlichen Wege durch die Weisheit und Kunst der Menschen herbeigeführt werden wird, sondern durch den immer zunehmenden Einfluß des Christentums. Wir müssen gestehen, daß diese Ansicht etwas Gewinnendes und Einschmeichelndes hat. Es ist ja unzweifelhaft für jeden, der offene Augen des Geistes hat, daß das Christentum, seitdem es in der Welt ist, in der Menschheit unberechenbare und unermessliche Segnungen gewirkt hat. Es hat die heidnische Welt überall da, wo es Eingang gefunden hat, in sittlicher Hinsicht umgewandelt. Es hat die Sitten der Menschen gemildert und veredelt, es hat die grausamen und unsittlichen Schauspiele des Heidentums verdrängt, es hat die menschenentwürdigende Sklaverei anfangs beschränkt und schließlich aufgehoben, es hat die heidnische Abgötterei mit ihren Unsittlichkeiten abgeschafft. Das Christentum hat überall da, wo sich die Menschen seiner Einwirkung unterstellt haben, herrliche Tugenden geweckt und hervorgerufen, insbesondere die dem Heidentum unbekanntem Tugenden der Barmherzigkeit und

Mildthätigkeit, es hat die Armen- und Krankenpflege eingeführt und viele Wohlthätigkeitsanstalten und Krankenhospitäler ins Leben gerufen. Das Christentum hat den Fleiß und die Arbeitsliebe geweckt und die rohen Völker zum Betrieb von Ackerbau und Gewerbe erzogen. Das Christentum hat Wissenschaft und Kunst gepflegt und durch all dieses die Kultur allmählich auf den Höhepunkt gehoben, den sie gegenwärtig unter den Völkern einnimmt, welche sich haben christianisieren lassen. Wer könnte den segensreichen Einfluß verkennen, den das Christentum an der Menschheit geübt hat! Liegt es da nicht nahe, anzunehmen, daß diese heilsame Einwirkung sich immer weiter erstrecken und immer tiefer dringen wird, daß die Menschen und ihre Verhältnisse, die Völker und ihre politischen, socialen und wirtschaftlichen Ordnungen sich immer mehr im Sinne des Evangeliums gestalten werden? Ja, wir können begreifen, wenn auch in unserer Zeit manche Christen sich der Meinung überlassen, daß es schließlich dem Christentum und dem christlichen Geiste gelingen werde, die Menschheit nicht nur zum christlichen Glauben zu bekehren, sondern sogar die Welt zum Reiche Gottes zu gestalten.

Ich frage wiederum, liebe Christen, wie stellen wir uns zu dieser Ansicht? Je leichter es uns wird, jene erst erwähnte Meinung abzuweisen, die eine Weltverklärung auf dem natürlichen Wege der Entwicklung durch menschliche Weisheit annimmt, so schwer könnte es uns vielleicht werden, die rechte Entscheidung hinsichtlich der letztangeführten Meinung zu finden, wenn wir auf unser menschliches Wissen angewiesen wären. Aber das sind wir als Christen nicht. Wir besitzen eine göttliche Offenbarung, und sie giebt uns Aufschluß über die zukünftige Entwicklung des Menschengeschlechts. Und welcher ist das? Sie enthüllt uns, daß

es eine solche Weltverklärung, eine allmählich sich anbahnende und langsam fortschreitende Vollendung des Menschengeschlechts überhaupt nicht giebt. So niedererschlagend diese Einsicht nun auch erscheinen mag, so überläßt uns die göttliche Offenbarung doch keineswegs der Hoffnungslosigkeit. Nein, sie eröffnet uns eine überraschende und entzückende Aussicht auf eine zukünftige Welt- und Menschheitsvollendung, die an Herrlichkeit alles überbietet, was wir nur wünschen und ahnen können. Nach dem, was uns Gottes Wort an Aufschluß über das zukünftige Geschick der Menschheit darbietet, wird die seitherige Geschichte und Entwicklung nicht immerdar weiter gehen, sondern es steht derselben ein Ende, ein jäher Abschluß bevor, und dieser erfolgt durch ein unmittelbares göttliches Eingreifen. Sie erfolgt durch die herrliche Wiederkunft Jesu Christi. Dieses große Zukunftsereigniß ist von dem Heiland selbst seinen Jüngern und Anhängern in sicherste Aussicht gestellt worden, und so haben sie es denn auch im Glauben ergriffen und festgehalten und es in ihrem Zeugnis an die Welt als das Hauptstück und den Kern der christlichen Hoffnung aufgestellt.

Die biblische Weissagung enthüllt uns ein ganz anderes Bild von der zukünftigen Entwicklung und dem endlichen Geschick des Menschengeschlechts, als wir es uns selbst zu machen wohl geneigt wären. Wohl wird die Menschentwelt in allem, was zur äußeren Kultur gehört auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, des Gewerbes, Handels und Verkehrs die bedeutendsten Fortschritte machen. Auf dem socialen und wirtschaftlichen Gebiete werden ohne Zweifel wesentliche Erfolge errungen und es wird das Los der Lohnarbeiterbevölkerung, des sogenannten vierten Standes verbessert werden. Auch auf dem sittlichen Gebiete werden

Fortschritte erfolgen in einer menschlicheren Gestaltung des Strafrechts, des Völkerrechts, der Behandlung der Gefangenen, des Sanitätswesens bei der Kriegführung. In Sitte, Rechtsbildung und Gesetzgebung wird humane, wird christliche Gesinnung sich auch fernerhin geltend machen. Wir sehen ja dies alles bereits vor unseren Augen sich entwickeln. In der Kirche wird neues geistiges Leben sich regen und viele bis dahin geistlich Tote werden davon ergriffen werden. Ein geistlicher Hunger und Durst nach dem Wort Gottes, nach Veröhnung und Erlösung wird erwachen, und der heilige Geist wird in der Kirche eine Wirksamkeit ausüben ähnlich derjenigen, welche er in ihrer Anfangszeit entfaltete. Dann wird die christliche Mission eine großartige Thätigkeit gewinnen und es wird ihr gelingen, die Völker der Erde zu christianisieren, die Fülle der Heiden in die christliche Kirche einzuführen (Röm. 11, 25). — Andererseits aber wird sich daneben ein außerordentlicher Abfall vom Christenglauben vollziehen, und die Wissenschaft und Kunst wird eine zum Unglauben verführende Macht üben. Infolgedessen wird die Ungerechtigkeit überhand nehmen und die Liebe in vielen erkalten (Mitth. 24, 12), und die Sünde wird in neuen schauerlichen Erscheinungen zu Tage treten. Saget selbst, liebe Christen, können wir die Anfänge von all diesem nicht bereits deutlich wahrnehmen: auf der einen Seite ein verheißungsvolles Aufblühen des Christentums, und auf der anderen Seite eine bereits weit um sich greifende Verleugnung des Christusglaubens und ein Hervortreten der Sünde in unerhörten schrecklichen Gestaltungen? — Schon die Apostel reden vor achtzehn Jahrhunderten von einem Sichregen der Bosheit (2 Thess. 2, 7) und des Widerchristentums (1 Joh. 2, 18). Was damals schon sich heimlich regte und in der jetzigen Zeit viel offenkundiger auftritt, ein

wirkliches Widerchristentum wird sich herausbilden, das die große Masse der Christen an sich reißt und schließlich in einem persönlichen Widerchristus, einem Welt herrscher, sich zusammenfaßt, der den Christusglauben auf der Erde mit allen Mitteln menschlicher Geistesbildung und weltlicher Gewalt auszurotten trachten wird (2 Thess. 2, 3—10; Offb. 13, 2—18). Da werden die treuen Christen in eine große Drangsal geraten, als nicht gewesen ist von Anfang der Welt bis her und als auch nicht werden wird (Mtth. 24, 21—24). Unter dieser Drangsal werden sie aber auch gesichtet und geläutert und zu der einen Herde unter dem einen Hirten geeinigt werden (Joh. 10, 16). Wenn dann ihre Not auf den höchsten Grad gestiegen und die hoffende Sehnsucht der Jesuzgemeinde nach ihrem Heiland aufs heißeste entflammt ist, daß sie seufzt: komm, Herr Jesu! (Offb. 22, 17): dann erfolgt die große Endkatastrophe. Der Heiland kommt in großer Kraft und Herrlichkeit vom Himmel herab, um das Reich Gottes, das er bei seiner ersten Erscheinung in Niedrigkeit begründet hatte, zur Vollendung zu bringen.

Doch ist diese Vollendung noch nicht die Allvollendung, auf welche es die Erlösung, die der gnädige und barmherzige Gott dem Menschengeschlecht in seinem eingeborenen Sohne bereitet hat, abgesehen hat. Es ist erst eine vorläufige Vollendung und gehört noch dem gegenwärtigen Weltalter an. Die biblische Weissagung verkündet uns, daß der verherrlichte Heiland hernieder kommen, den Widerchristus mit seinem Anhang vernichten, Satan, den Verführer der Menschen, unschädlich machen und dann auf dieser Erde eine vorläufige Gestalt des Gottesreiches herstellen wird, welcher in prophetischer Zahlangabe eine vorübergehende Dauer von tausend Jahren eingeräumt ist (Offb. 19, 20 bis

20, 4). Ihr fragt, liebe Christen, wie haben wir uns dieses sogenannte tausendjährige Reich vorzustellen? Es ist in Gottes Wort bestimmt in Aussicht gestellt. Deshalb kann unser Christenglaube an ihm nicht vorüber gehen, und soll es auch nicht. Wir schließen und folgern aus dem, was das Wort Gottes über dasselbe sagt, daß in demselben die wahre Gottesherrschaft auf Erden eintreten wird, die im Alten Bunde unter dem Volk Israel nur vorgebildet war. Jesus Christus führt während seiner Dauer die Regierung der Menschheit selbst und allein, und unter seinem Scepter herrscht Friede auf Erden. Zwar wird die Herrschaft und Regierung des Heilands noch keine sichtbare sein, sondern in unsichtbarer Weise vom Himmel her geführt werden, wohin er seine Auserwählten bei seinem Erscheinen entrücken wird (1 Theff. 4, 15—17), aber ihre Wirkungen werden sichtbar werden an der Menschheit in jeder Hinsicht. Alles, was zur irdischzeitlichen Ausbildung und Kulturentwicklung der Menschewelt gehört, gelangt zur Reife, und auch die socialen und volkswirtschaftlichen Fragen finden ihre vollkommene und allseitig befriedigende Lösung. Die Kirche feiert die ihr in dem gegenwärtigen Weltalter beschiedene Triumphzeit und erreicht ihren höchsten Blütezustand. Der Heilige Geist übt seine ausschließlich neutestamentliche Wirkungsweise und schüttet seine Wundergaben und -Kräfte über die Christenheit aus, die zur allseitigen Binderung der noch vorhandenen Leiden und zur erfolgreichen Heiligung der Menschen dienen. Die Menschheit im großen und ganzen huldigt dem Herrn Jesus als dem wahrhaftigen und einzigen Heiland im Glauben und Gehorsam. Kirche und Staat stehen nicht mehr im Streit miteinander, sondern sind auf immer versöhnt, um jedes an

seinem Teile dem beiderseitigen Oberhaupte zu dienen und dadurch die Allvollendung des Reiches Gottes anbahnen und vorbereiten zu helfen. Das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist endlich angebrochen. Das Christentum kann nun seinen Einfluß ungehemmt und ungehindert entfalten und auf alle Beziehungen und Verhältnisse des Lebens, auf Kunst und Wissenschaft, auf Handel, Gewerbe und Verkehr, auf Sitte, Rechtsbildung und Gesetzgebung erstrecken. Die in bildlicher Anschauung ausgedrückten Schilderungen der Propheten des Alten Bundes von dem Zukunftsreich des Messias sind erfüllt. Doch gehört das tausendjährige Reich noch der gegenwärtigen Weltperiode an. Deshalb besteht in ihm noch fort der Kampf zwischen Geist und Fleisch, die irdisch-menschliche Arbeit, das Seufzen der Kreatur, die Herrschaft der Leiden und des Todes. Noch wandeln die Christen im Glauben und nicht im Schauen. „Es ist die Vorausdarstellung des allvollendeten Gottesreiches, denn so geschieht es in der Weltgeschichte, daß jede neue Erscheinung, die ins Leben treten soll, sich in vorübergehenden Ereignissen ankündigt.“ So hat sich die erste Erscheinung unsers Heilands auf der Erde angezeigt in den Vorbildern des Alten Bundes, so die Reformation der Kirche in der Vorläufern derselben während des Mittelalters. Es ist in Gottes ewigem Plan beschlossen, daß noch während des gegenwärtigen Weltalters unter den bestehenden irdischen Verhältnissen eine solche vorläufige irdisch-zeitliche Vorausdarstellung des Gottesreiches eintreten soll. Es soll sich einmal zeigen, was das Christentum schon unter den zeitlich-irdischen Lebensbedingungen zu leisten vermag und daß die bereits jahrhundertlang währende Arbeit der christlichen Kirche und Einwirkung des Christentums nicht fruchtlos und



vergeblich gewesen ist. Unser Herr und Heiland will sich erweisen als derjenige, der das allein erfolgreich zu stande bringen kann, was weder die menschliche Weisheit, noch auch der allmählich wirkende Einfluß des Evangeliums vermögen.

Liebe Christen, das tausendjährige Reich bringt die vollkommene Lösung aller socialen Fragen und Probleme, und zwar durch unmittelbares göttliches Eingreifen. Das ist ein Stück unserer Christenhoffnung. Was die Menschen vergeblich anstreben, das heißt und lehrt uns unser Christusglaube von unserem wiederkommenden Heiland erwarten. Deshalb ergeht an uns die Mahnung unseres Textes: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Verneuerung eueres Sinnes, auf daß ihr prüfen möget, welches da sei der gute, der wohlgefällige, der vollkommene Gotteswille!“ Bei seiner herrlichen Wiederkunft bringt unser Heiland diesen Gotteswillen zur Ausführung.

Zwar ist es richtig: dieses Reich wird eine vorübergehende Erscheinung des Gottesreiches sein. Aber der Segen und Gewinn, den es gebracht hat, der wird nicht wieder verloren gehen, sondern in verklärter Gestalt im vollendeten Gottesreich fortbestehen. Die Menschen müßten ja nicht Menschen sein und die Sünde müßte nicht die unermessliche Macht über sie ausüben, wenn es nicht noch einmal zu einer Unterbrechung kommen sollte. Die herrliche Entwicklung der Menschheit und ihrer Verhältnisse während des tausendjährigen Reichs schließt zweierlei nicht aus: nicht dieses, daß bei einem Teil der Menschen ein Widerstreben gegen die Herrschaft des Heilands, die ja vor allem eine Herrschaft über die Herzen sein will, geblieben ist, und auch nicht das andere, daß auf seiten vieler derjenigen, welche dem

Heiland huldigten, doch keine gründliche Befehrung zu stande gekommen ist. Darum liegt es im Ratschluß Gottes, daß noch einmal eine Unterbrechung des glücklichen Zustands auf Erden erfolgen und gleichsam die Probe auf das gemacht werden soll, was die tausendjährige Friedensbotschaft des Heilands erzielt hat. So verkündet denn die biblische Weissagung, daß nach Ablauf dieses Zeitraums eine nochmalige Freilassung Satans stattfinden soll, die dann alsbald eine Verführung und Empörung vieler wider den Heiland und seine Herrschaft zur Folge haben wird. Aber diese Erhebung wird, so lehrt uns die Weissagung weiter, sofort durch abermaliges unmittelbares göttliches Einschreiten im Keime erstickt werden. Und nun tritt das eigentliche Ende der gegenwärtigen Weltzeit ein mit Totenaufstehung, Weltgericht und vollendeter Aufrichtung des Reiches Gottes. Der Wiederhersteller aller Dinge, Jesus Christus, hat sein Erlösungswerk vollständig vollbracht und übergibt die bis dahin von ihm geführte Weltregierung in die Hände des Vaters, auf daß Gott sei alles in allen.

Das, liebe Christen, ist unsere auf Gottes Wort beruhende Christenhoffnung. Mag sie vielen unserer Zeitgenossen als ein thörichter, nichtiger Wahn erscheinen. Wir wollen sie festhalten als unseren besten Trost in den Nöten des Erdenlebens. Sie ist eine Frucht unserer christlichen Religion, unseres Jesusglaubens, und lehrt uns auf die zukünftige vollkommene Lösung aller socialen Fragen und Probleme durch das unmittelbare göttliche Eingreifen im Glauben warten. Es bleibt also für uns dabei: die sociale Frage ist eine Religionsfrage. Amen.

---



Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Die  
sociale und volkswirtschaftliche  
Gesetzgebung des Alten Testaments

unter Berücksichtigung  
moderner Anschauungen dargestellt

von

**Franz Eberhard Kübel,**

Dekan in Ehlingen.

Zweite Auflage. 8<sup>o</sup> (107 Seiten). 1 Mk. 60 Pfg.

Die mosaische Gesetzgebung wird in ihren Einzelheiten einem großen Teile des heutigen Lesepublikums nur in der doppelten Verzerrung bekannt, welche die antisemitische Litteratur in Auszügen aus dem Talmud und andern spätjüdischen Kommentarien der alttestamentlichen Schriften darin zu geben liebt. Um so dankenswerter ist jedenfalls das Bemühen des gelehrten Verfassers, den Kern der von Moses überlieferten oder doch auf ihn zurückgeführten jüdischen Welt- und Staatsweisheit in objektiver Reinheit und Treue nach den heiligen Schriften des alten Bundes zusammen- und darzustellen. In der That, das Gesetz Moses, von dem der Psalmist singt, daß es süßer sei als Honig und Honigseim, und von dessen Herrlichkeit Kübel mit ebenso kundiger als liebevoller Hand ein klares und übersichtliches Bild entwirft, verdient gerade wegen seines socialen Charakters in der jetzigen den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fragen so sehr gewidmeten Zeit unser wärmstes Interesse. Und wenn auch die Normen und Formen, die der große jüdische Gesetzgeber für das öffentliche und private Leben seines Volkes entworfen und vorgezeichnet hat, so wenig, wie dies zu irgend einer Zeit der jüdischen Geschichte der Fall gewesen ist, in voller Reinheit der heutigen Gesellschaft als Regel und Richtschnur dienen können, so enthalten sie doch einen unvergänglichen Schatz socialer Weisheit, aus dem unsre Zeit sicherlich mit weit größerem Nutzen sich in ihren verschiedenartigen Nöten und Sorgen Rates erholen könnte, als aus den Prophezeiungen unserer modernen Staats- und Weltweisen vom Schlage Bellamy's und Herzka's. Wir möchten deshalb dem Kübel'schen Buche eine recht weite Verbreitung und eifrige Leser wünschen. **Wissenschaftl. Beilage zur Leipz. Ztg.**

## Bu Jesu Füßen.

Predigten über freie Texte

von

H. Dietschmann (Armin Stein)

Pfarrer zu Halle a. S.

Gr. 8°. (III. 223 S.) 2 Mk. 40 Pf. Gebd. in Leinw. 3 Mk. 60 Pf.

Diese Predigten sind der Beachtung in besonderem Maße wert. Die Sprache ist so frisch und lebendig, die Darstellung so plastisch und konkret, die Verkündigung der göttlichen Wahrheit so überzeugend, daß man dem Verfasser das eine oder andere, was man an seinen Predigten auszusetzen findet, gerne zu gute halten wird. Hannov. Pastoral-Korresp.

## Die letzten Dinge,

das Leben nach dem Tode und die Vollendung des Gottesreiches.

Kurze Betrachtungen

von

D. G. Chr. Dieffenbach, Oberpfarrer.

Oktav. 154 Seiten. Kartonnirt mit Goldschnitt Mk. 1.80.

Allen durch Trauer Heimgejuchten und denjenigen, die Antwort auf die bangen Fragen über Tod, Gericht, Fortleben, tausendjähriges Reich, Welterneuerung wünschen, sei dieses Büchlein empfohlen.

Hessisches Kirchenblatt.

## Zwei Fragen an Christus

und

Zwei Fragen an seine Jünger.

Sendschreiben

eines Aeltesten an die Gemeinschaften Christi.

8°. 64 Seiten. 60 Fig.

In diesem Sendschreiben wird mit dem Gehorsam gegen die Bußgesetze Christi, vor allem mit seinem Gebote leiblicher und geistlicher Armut, gewissenhaft Ernst gemacht.











Empfänger stets demütigend und entehrend. Was dazu sagen? Es ist ein Körnchen Wahrheit in der Behauptung. Sagt selbst, liebe Christen, was würdet ihr thun, wenn ein Arbeitgeber halten, der seinen Arbeitern den geringsten Lohn verkürzt oder vorenthält und die Armen zur Sammlung für Verunglückte sich in der öffentlichen Wohlfahrt mit einem namhaften Beitrag aufzuführen läßt? Heute giebt es. Das wäre aber eine Wohlthat, die auf Kosten der Gerechtigkeit, und das kommt nicht in Betracht. Gehen denn jene Verächter der Wohlthätigkeit nicht vor ihr errichtet für die Arbeitslosen eine große Anzahl von Verpflegungsstätten; stattdessen für die Obdachlosen Zufluchtsstätten; stattdessen die Obrigkeit in Staat und Gemeinde diesen Armen zu helfen. Oder sie sagen weiter: ihr gründet keine Schulen und Krippen für die kleinen Kinder der Hauslosen, sondern laßt sie mit an die Arbeit außer dem Hause gehen. Die Regierung die Fabriken zu schließen, die Frauen verbieten. Sie behaupten, das wäre eine Wohlthat! Wir wollen nicht behaupten, daß in manchen Fällen die Gerechtigkeit nicht die Stelle der Wohlthätigkeit treten könnte und die Ueberzeugung: überflüssig geachtet zu sein kann die Wohlthätigkeit nicht durch die Gerechtigkeit die Einrichtungen. Auch mit aller möglichen Unterstützung der wirtschaftlichen Zustände wird die Unterstützung der bedürftigkeit nicht aus der Welt geschafft. Drum wird auch die Wohlthätigkeit nie aufhören. Das hat Gottes Wort vorausgesehen und es ist ein Hauptgebot gemacht. Sie ist auch allezeit die Wohlthat des Christentums gewesen. Wo sein Einfluß ist, da blüht auch die Wohlthätigkeit.

